PQ 2244
.F2 M53
Copy 1

LIBRARY OF CONGRESS.

[SMITHSONIAN DEPOSIT.]

Chap. PQ2244

Shelf. F2M53

UNITED STATES OF AMERICA.

Spindler. Dingelstedt.

George Sand.

Bulwer.

Alex. Dumas.

Cooper.

Eugène Sue.

Boz (Dickens).

Duller. Storch.

Illustrirte

Unterhaltungs-Bibliothek

der

gefeiertsten Schriftsteller

des In- und Auslandes.

Herausgegeben

von

Fr. Müller.

Wohlfeilste Ausgabe mit ganz neuen, nach Original-Zeichnungen von den vorzüglichsten Künstlern in Holz gestochenen Illustrationen.

I.

Der schwarze Bettler

von

Paul Féval.

Stuttgart, 1848.

Verlag der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg.
(J. v. Müller.)

Illustrirte

Unterhaltungs-Bibliothek

der

gefeiertsten Schriftsteller des In- und Auslandes.

Herausgegeben

von **Fr. Müller.**

Wohlfeilste Ausgabe mit ganz neuen, nach Original-Zeichnungen von den vorzüglichsten Künstlern in Holz gestochenen Illustrationen.

I.

Der schwarze Bettler

von

Paul Féval.

Stuttgart, 1848.

Verlag der Königlichen Hofbuchdruckerei zu Guttenberg.

Le mendiant noir

Der ſchwarze Bettler

von

Paul Féval.

Deutſch von Fr. Müller.

Stuttgart.

Verlag der Königl. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg.

1848.

Monograph

PQ2249
.F2M53

Erstes Capitel.

Nach der Vesper.

Gegen die Mitte des Herbstes des Jahres 1816 saßen in dem ersten Stockwerke eines auf dem Platze Saint Germain des Prés gelegenen, an die Kirche anstoßenden Hauses, über den Balcon gelehnt, zwei junge Leute, die sorglos mit einander schwatzten und rauchten. Es war Sonntag. Das Zifferblatt des Glockenthurmes deutete auf vier Uhr. Unsere jungen Leute warteten ohne Zweifel auf das Ende des Nachmittaggottesdienstes, um die Damen, welche aus der Kirche kamen, an ihnen vorüber spazieren zu sehen.

Beide waren groß und schön, ihre Physiognomien aber bildeten den vollkommensten Gegensatz. Der ältere, dessen braunes Gesicht den Ausdruck einer seltsamen, mit eitlem Stolze und Gedankenlosigkeit gepaarten Herablassung zeigte, schien nahe daran, in jenen kitzlichen Zeitabschnitt zu treten, der die äußerste Grenzlinie zwischen Jugend und reifem Alter zieht. Er hatte sein fünfunddreißigstes Jahr zurückgelegt. Seit wann? diese Frage war schwer zu beantworten, denn seine

Stirne zeigte keine Falten und seine schwarzen Haare, die zu kraus waren, um schön zu sein, bewahrten sogar, statt sich zu entfärben, unter dem wohlthätigen Einflusse der Pommade, welche sie zusammenhielt und ihnen Glanz verlieh, eine gewiße Jugendfrische. Seine Augen waren glühend, voll Feuer, doch senkten sich dieselben zuweilen unwillkürlich, wenn ein kühner, oder forschender Blick sie traf. Sein feiner Schnurrbart endlich war vorwurfsfrei und ohne das mindeste graue Härchen; nur zeigte sich unter dessen glänzenden, gedrehten Haarbüschen zu beiden Seiten des Mundes eine tiefgezogene Falte, welche den Mundwinkel herabdrückte. Er mußte oft und bitter gelacht haben dieser Mund, bis diese charakteristische Furche gezogen war. Dieses Zeichen strafte auch das jugendliche Aussehen des Gesichts bedeutend Lügen und stimmte ganz mit dem bläulichen Ringe überein, welcher das Augenlid umgab und sich mit den Schläfen vereinigte, die stark gebräunt und mit kaum merklichen Fältchen durchfurcht waren.

Dieser Mann ließ sich Don Juan von Carral nennen. Er gab sich für einen spanischen Edelmann aus, sprach oft und viel von seiner Familie, welche nach seiner Angabe eine der ältesten und ersten Andalusiens war, und brüstete sich bei jeder Gelegenheit mit seiner edlen Geburt.

In diesem Stück ging es ihm wie den schönen Frauen, welche sich über ihr gekauftes Haar Complimente machen lassen. Juan von Carral war nämlich nicht mehr und nicht weniger als der Sohn eines Negers, ein Sclave von Geburt, der mit seinem wahren Namen Jonquille hieß.

Sein Kamerad, der sich ganz einfach Xavier nannte,

war viel jünger. Seine breite und offene Stirne wurde von prächtigen blonden Haaren umflossen. Seine weiße Haut schien von Alabaster neben der sonneverbrannten Wange des Mulatten. Sein Blick war treuherzig, aber denkend. Eine unbestimmte Traurigkeit, ein melancholisches Zerstreutsein schien der gewöhnliche Ausdruck seiner Gesichtszüge zu sein. Er war zweiundzwanzig Jahre alt.

Um die beiden jungen Leute herum war die ganze Umgebung beinahe menschenleer und wie ausgestorben; nur auf der einzigen Stufe, welche die Stelle der zur Kirche führenden Treppe einnahm, stand, auf einen langen Stock gestützt, ein Bettler, der ebenfalls ungeduldig das Ende der Vesper zu erwarten schien.

Dieser Bettler war ein Neger, ein prachtvolles Exemplar von einem Schwarzen, der zwanzig Jahre zuvor mit großem Glück Shakespeare's Othello hätte darstellen können. Sein breites Angesicht trat, schwarz wie das Ebenholz, aus den weißen, zarten Schneemassen seines dichten Barts und seiner Haare hervor. Seinen starken Körper hatte das Gewicht der Jahre nicht niederbeugen können; aufrecht stand er da und nicht ohne einen gewissen Stolz trug er die armseligen Lumpen die seine Schultern bedeckten.

Im Jahre 1816 hätten wir den in Paris bekannten Lesern, diese Beschreibung zu machen, nicht nöthig gehabt; denn Jedermann kannte damals den „schwarzen Bettler," der an der Kirchthüre von Saint Germain des Prés um Almosen bat.

Er sprach gewöhnlich nicht. Seine ausgestreckte Hand jedoch redete eine stille, aber verständliche Sprache. Wenn er etwas empfangen hatte, verbeugte er sich

ernst, zum Zeichen seines Dankes für die erhaltene Gabe. Manchmal, aber höchst selten, wenn ein schönes Mädchen ihm ein Almosen darreichte, lächelte er leicht und legte die Hand auf sein Herz. Die kleinen Kinder der Straße und des ganzen Viertels fürchteten sich sehr vor ihm, und der Schenkwirth an der Ecke behauptete auf's Zuverlässigste, der schwarze Bettler sei der König der Wilden gewesen und vom Kaiser selbst seiner Zeit gefangen genommen worden.

Wir haben bereits bemerkt, daß der Zeiger der Uhr die vierte Stunde andeutete. Während der Bettler unbeweglich dastand und wartete, setzten die beiden jungen Leute ihr Gespräch, das von Zeit zu Zeit durch lange Pausen unterbrochen wurde, fort.

„Xavier!" rief plötzlich Don Juan von Carral aus, indem er seine Cigarre wegwarf, „Sie sind verliebt, mein Freund! . . . ."

Xavier fuhr zusammen und bemühte sich zu lächeln.

„Sind Sie es nicht selbst auch?" murmelte er.

„Nicht in dem Grade wie Sie . . . . Bei Gott, alle Welt ist verliebt, nur Jedermann auf seine eigene Weise . . . . Aber Sie sind sehr verliebt . . . . bejammernswürdig verliebt . . . . ein verliebter Thor!"

„Woraus schließen Sie das?"

„Nun, Sie läugnen es ja selbst nicht! . . . . Woraus ich das schließe . . . . ha ha . . . . aus einer Menge von Anzeichen. Wir Spanier, müssen Sie wissen, sind verteufelt scharfe Beobachter . . . . Wahre Argus! . . . . Ich habe bemerkt . . . ."

„Was?" fragte Xavier lebhaft.

Don Juan lachte laut auf.

„Nun," sagte er, „wie schön Sie sich selbst verrathen! Es wäre wirklich grausam von mir, Sie weiter zu treiben."

Das durch das Gelächter des Mulatten verursachte Geräusch hatte die Aufmerksamkeit des Bettlers erregt; er wandte sich um, nahm seinen Strohhut ab und streckte seine offene Hand nach dem Balcon aus.

Xavier zog seine Börse.

„Dieser Neger mißfällt mir!" brummte Carral, indem er gleichfalls seinen Geldbeutel zur Hand nahm.

Xavier warf seine Gabe hinab. Der Bettler entblößte, ehe er sich danach bückte, nochmals sein Haupt und legte seine Hand auf's Herz.

„Da hast du fünf Franken, Neger," rief Carral aus; „ich gebe sie dir unter der Bedingung, daß du jetzt zum Teufel gehst und dich nicht mehr blicken läßt."

Das Fünffrankenstück fiel in des Bettlers Hut. Statt dasselbe aber zu nehmen und einzustecken, warf er es weit von sich weg und nahm hierauf wieder seine frühere unbewegliche Stellung an der Kirchthüre ein.

„Sie haben ihn beleidigt," sagte Xavier.

„Einen Neger beleidigen!" entgegnete geärgert der Mulatte; „nun die Meinungen sind ja frei, und so werde ich doch auch für meine fünf Franken meine eigene haben dürfen ... Aber da sehe ich Sie ja, mein Bester, schon wieder in Ihre alte schwermüthige Träumerei zurückversunken. Sie haben ganz sicherlich den Spleen."

Xavier entschlüpfte ein Seufzer.

„Das ist die Krankheit glücklicher Leute," antwortete er; „ich kann sie also nicht haben."

Er heftete auf seinen Gefährten einen traurigen, unentschlossenen Blick; aber das Bedürfniß nach Herzens-

ergießung, welches allen jungen Leuten eigen ist, überwand jedes Mißtrauen. Er nahm die Hand des Mulatten, drückte sie herzlich und sagte:

„Carral, ich darf glauben, daß Sie mein Freund sind, ich setze Vertrauen in Sie. Da Sie einen Theil meines Geheimnisses errathen haben, will ich Ihnen Alles sagen .... Ich leide!"

„Das sieht man, Bester, aber .... warum leiden Sie?"

„Ich bin arm ...."

„Das ist eine sehr allgemeine Unannehmlichkeit; ich bin in derselben Lage ...."

„Mein ganzer Name ist Xavier."

„Das ist ein recht hübscher Vorname!" sagte Carral mit unendlich fader Betonung; „freilich sollte am Schluß desselben noch etwas stehen. Ich zum Beispiel habe mich in dieser Beziehung nicht zu beklagen .... aber was wollen Sie, mein Bester, wenn Jedermann von hoher Geburt wäre, gäbe es ja keine Edelleute mehr!"

„Und dann ...." fuhr Xavier fort, der dieses folgerichtige Argument kaum gehört hatte.

Aber kaum hatte er seinen Satz angefangen, als die Thüren von Saint Germain des Prés aufgingen und die Menge der Gläubigen über den Platz strömte. Die beiden Freunde stellten ihre Unterhaltung ein.

Der schwarze Bettler hatte sein Almosensammeln begonnen. Unbeweglich und mit ausgestreckter Hand stand er da, wie eine Statue von Ebenholz, die hieher gestellt zu sein schien, um die Vorübergehenden zur Mildthätigkeit aufzufordern. Beinahe Jedermann gab ihm, denn er war bekannt, und die Berühmtheit hilft auch den Bettlern.

Xavier beugte sich über den Balcon, seine ganze Seele strahlte aus seinen Augen.

„War sie denn in der Vesper?" fragte Carral leise.

„Wer?" entgegnete Xavier, dessen Stirne sich über und über mit einer tiefen Röthe bedeckte.

„Immer noch dieselbe Zurückhaltung! .... Doch meine Frage war eigentlich überflüssig, denn ich wußte ja, daß sie darin war: hier ist sie."

Xavier beugte sich noch mehr hinaus. Ein junges Mädchen von ausnehmender Schönheit, mit jener aristokratischen Einfachheit gekleidet, die so unbeschreiblich reizend ist, schritt in diesem Augenblicke über die Schwelle der Kirchenthüre. Eine Gesellschaftsdame, in strenger Amtstracht, folgte ihr auf dem Fuße. Im Vorübergehen drückte das junge Mädchen dem schwarzen Bettler ein Stück Geld in die Hand, wofür dieser mit liebevollem Lächeln dankte.

Hierauf sandte das schöne Kind einen flüchtigen Blick nach dem Balcon; eine leichte Röthe überzog ihre Wangen.

„Sie liebt ihn!" .... dachte Carral.

Xavier legte unwillkürlich seine Hände zusammen.

Ihrer Seits richtete nun Mistreß Blowter, die Gesellschaftsdame, — man muß wirklich stets mehr oder weniger eine Engländerin sein, wenn man Gesellschaftsdame ist — ihre Augen in die Höhe, aber nur um nach dem Wetter zu sehen.

Der Himmel, welcher den ganzen Tag über rein gewesen war, bedeckte sich jetzt mit Wolken, und schon fing es in kleinen Tropfen zu regnen an. Die Engländerin nahm eine ernstlich erschreckte Miene an und ließ ihren Blick über den Platz schweifen. Es war nur ein Fiaker da, und dieser Fiaker, dessen Kutscher

auf dem Bock schnarchte, stand auf der entgegengesetzten Seite des Platzes.

„Das ist recht hübsch!“ sagte Carral halblaut; während Fräulein von Rumbrye unter der Ehrenwache ihrer Dienerin in der Kirche ist, fährt die Frau Marquisin, ihre Stiefmutter, mit der Equipage in den Wald, und Herr Alfred des Vallées spazirt in dem Cabriolet des Marquis, seines Stiefvaters, durch die Straßen. Vortrefflich! Ganz in der Ordnung! Der Marquis und seine Tochter gehen unter der Zeit zu Fuße oder fahren im Fiaker.

Es blieb auch in der That kein anderes Mittel übrig. Das junge Mädchen trat unter die Thüre zurück und Mistreß Blowter setzte mit einer äußerst verdienstlichen Aufopferung ihre langen brittischen Füße über das bereits stark befeuchtete Pflaster, um in eigener Person den einzigen vacanten Wagen herbei zu holen.

„Bester,“ sagte Carral, „geniren Sie sich nicht, ich gehe fort.“

Er trat in das Zimmer.

Die Menge hatte sich verlaufen. Um die ganze Kirche herum sah man Niemand mehr als den schwarzen Bettler.

„Helene!“ .... lispelte ganz leise Xavier.

Das junge Mädchen erhob die Augen, und da sie außer Xavier Niemand mehr auf dem Balcon erblickte, durfte sie den leisen Ausdruck der Freude nicht unterdrücken, dem sogleich die schnell ausgesprochenen Worte folgten:

„Kommen Sie heute Abend.“

Aber schon rollte die Miethkutsche schwerfällig über das Pflaster des Platzes herüber und der unglückliche Xavier hatte Helene nicht verstanden. Er beugte sich

über die Brüstung des Balcons und hielt lauschend das Ohr hin; aber umsonst. Helene war wieder stumm geworden, aus dem ganz einfachen Grunde, weil Mistreß Blowter nahte. Die Kutsche wurde geöffnet, aber sogleich wieder zugeschlossen, und fort flogen in gestrecktem Trabe ihre keuchenden Rosse. Xavier's Lippen entschlüpfte ein Ausruf des Zorns.

„Was hat sie gesagt?" rief er fragend aus.

„Kommen Sie heute Abend!" ertönte unter seinem Fenster die ernste und tief aus der Kehle kommende Stimme des Negers.

„Dank dir, dank dir, wackerer Mann!"

„Zum Teufel, bei wem bedanken Sie sich denn da, mein Bester?" fragte Carral, der aus seinem Zimmer zurückkehrte. Xavier wandte sich um. Der Ausdruck von Traurigkeit, welcher kurz zuvor noch sein Angesicht umdüstert hatte, war gänzlich verschwunden, und ein heiteres Lächeln öffnete seinen hübschen Mund.

„Ich spreche mit mir selbst," antwortete er. „Ei, da fällt mir gerade ein, daß ich Ihnen heute Abend nicht werde Gesellschaft leisten können; ich werde mich in das Hotel des Marquis von Rumbrye begeben."

„So!...." rief Don Juan erstaunt aus.

„Ich habe eine Einladung erhalten .... Sie wissen ja .... Neulich .... Ich hatte sie ganz vergessen."

„Wie thöricht Sie sind!...." sagte Carral mit anscheinend zärtlicher Gutmüthigkeit und herablassender Gönnermiene, „Sie geben sich schrecklich viel Mühe, sich vor mir zu verbergen .... Warum verstellen Sie sich denn?.... Wissen Sie nicht, daß ich Ihre kleinen Geheimnisse so gut kenne wie Sie .... ja besser viel-

leicht? Sie lieben ein Mädchen, welche ihre Stellung weit über Sie erhebt."

Xaviers Stirne umwölkte sich auf's Neue; sein Mund verlor das frühere Lächeln.

„Sie sind kühn!" fuhr Carral fort.

„Ein Narr wollen Sie sagen," bemerkte Xavier bitter.

„Nein, ich sage kühn. Ihr Wagniß ist nicht leicht, aber Sie können siegen."

„Ach, wenn ich reich wäre!" rief Xavier aus.

„Das wäre ein Trumpf weiter in Ihrem Spiel, sonst nichts, mein Bester. Was Sie durchaus nöthig hätten, wäre ein schöner Name .... Ein Name wie der meinige zum Beispiel?"

„Wie glücklich Sie sind, Carral!" ....

„Nun, so ziemlich .... Uebrigens dürften Sie den schönsten Namen in ganz Frankreich besitzen, Sie würden sich stets ein Hinderniß vor die Füße gewälzt sehen!"

„Welches Hinderniß?"

Carral's Stimme wurde ernst.

„Sie haben einen Todfeind, Xavier, einen mächtigen, furchtbaren Feind, der Ihnen nie vergeben wird.... Fragen Sie mich nicht um seinen Namen; ich kann und darf Ihnen denselben nicht sagen."

„Einen Todfeind!" wiederholte der junge Mann; „einen Feind, welcher mir nie vergeben wird? .... So weit mich auch meine Erinnerung tragen mag, ich kann nichts finden, kann mir nichts denken .... Sie spassen, Carral! ich bin fest überzeugt nie in meinem Leben Jemand beleidigt zu haben."

Don Juan schien bereits zu bereuen, daß er zu viel gesprochen, denn er fuhr, indem er eine unbefangene Heiterkeit heuchelte, sogleich fort:

„Ich bin zu weit gegangen, mein Bester, viel zu weit, und dieß hat Sie meiner Treu zu dem Glauben veranlaßt, es handle sich hier mindestens um einen Verräther, wie er in Lust- oder Trauerspielen vorkommt .... Nein; es lebt wirklich Jemand, der Sie nicht liebt, nicht leiden kann .... Dieß ist Alles."

„Und dieser Jemand ist ....?"

„Ich kann es Ihnen in der That nicht sagen .... was liegt auch am Ende daran? .... Eine kleine Hilfe kann manchmal sehr viel nützen: Wollen Sie meine Dienste annehmen?"

„In einer Angelegenheit so zarter Natur," sagte Xavier zaudernd, „sehe ich nicht ein ...."

„Mit was ich Ihnen dienen kann .... Nun, ich auch nicht. Aber man sieht mich gern im Hotel des Herrn v. Rumbrye, wie Sie wissen .... und wenn ich seit einiger Zeit nicht mehr hingehe, so ...."

Carral hielt einen Augenblick inne und fuhr mit einem gewissen Unmuthe fort:

„So begehe ich allerdings ein Unrecht,.... denn.... ich sehe den Augenblick voraus, wo ich gezwungen sein werde, mich daselbst doch wieder einzufinden. Ueberdieß findet sich, wenn man Lust hat, wirklich Jemand nützlich zu sein, immer eine Gelegenheit ...."

Xavier nahm seines Gefährten Hand und drückte sie herzlich.

„Sie sind ein guter Freund, Carral," sagte er; „ich danke Ihnen und nehme Ihr Anerbieten an .... Um aber Jemand dienen zu können, muß man ihn vorher gründlich kennen, und Sie kennen mich noch nicht."

„Doch! doch!" rief Carral aus, indem er wieder in seinen alten schneidenden Ton verfiel; „ich weiß

Ihre Geschichte. Es ist die einer Menge von Romanenhelden .... Sie wissen Ihre Herkunft nicht; Ihre Mutter, oder in Ermanglung derselben, irgend ein gefälliger Banquier schickt Ihnen jeden Monat den Betrag einer sehr bescheidenen Pension ...."

„Das ist es nicht," unterbrach ihn Xavier.

„Nun so ist es doch etwas Annäherndes!

„Es ist etwas Trauriges, Carral, sagte Xavier langsam. „Ich weiß freilich meine Herkunft nicht .... ich kenne weder meine Mutter noch meinen Vater .... in der Schule wurde meine Pension mittelst Briefwechsels ausbezahlt .... und seither empfange ich jeden Monat dreihundert Franken."

„Nun, was sagte ich denn?"

„Wer aber gibt mir diese dreihundert Franken?"

„Das ist gleichgiltig!"

„Werde ich sie immer fort erhalten?"

„Das ist schon eine ernstere Frage, aber Alles läßt die Fortsetzung der Baarsendung vermuthen. Durch wessen Hände empfangen Sie diese dreihundert Franken, Xavier?

„Ich weiß es nicht."

Wie, das ist doch sehr stark!.... Sie müssen doch Jemand sehen?"

„Niemand."

„Seltsam!"

„Ja in der That seltsam, und grausam zugleich, Carral!...."

„O, glauben Sie meinem Worte, ohne jene unsinnige Liebe würde ich diese geheimnißvolle Gabe, welche einem Almosen auf ein Haar ähnelt, zurückweisen; ich würde mit der Welt brechen, in der ich gewissermaßen eine

widerrechtliche Stellung einnehme; ich würde arbeiten, um zu leben; ich ...."

„Nun, nun," unterbrach ihn Carral, „mit dem Arbeiten allein ist's nicht immer ausgerichtet, mein Bester; man muß Gönner und Beschützer haben, wenn man Maurer oder Schreiner werden will .... darum still davon, Sie fangen an, Phrasen zu machen. Wenn Sie in zehn oder fünfzehn Jahren einmal ein berühmter Advokat geworden sind, dann ist es noch Zeit genug, eine Gabe zurückzustoßen, welche mir zum Beispiel an und für sich doch etwas recht Gutes zu sein scheint.... Für den Augenblick, ob verliebt oder nicht verliebt, müssen Sie sie jedenfalls annehmen .... Aber ich komme noch einmal auf die Frage zurück: auf welche Weise erhalten Sie sie denn?"

„Ich mag es Ihnen gar nicht sagen, denn Sie werden mir nicht glauben wollen."

„Sagen Sie es immerhin."

„Nun! zwischen dem ersten und fünften jeden Monats finde ich regelmäßig ein sorgfältigst versiegeltes Päckchen, das fünfzehn Louisd'or enthält."

„Wo aber finden Sie dasselbe?"

„Hier, an der Stelle, wo wir uns befinden, auf dem Balcon."

„Seltsam," wiederholte Carral. „Und Sie haben nie gesucht, hinter das Geheimniß zu kommen?.... Da wäre ich gewiß stets auf der Lauer gewesen."

„Ich auch. Wie manche Nacht habe ich wachend hinter meinen Vorhängen zugebracht. Ich wartete, ich lauerte ...."

„Und haben niemals etwas erfahren?..."

„Nie!"

Don Juan rieb sich die Stirne mit nachdenkender Geberde.

„Dahinter steckt eine Frau," murmelte er.

„Ich glaube nicht," erwiederte Xavier. „Ich habe zwar nie etwas Erhebliches bemerkt; das Geheimniß blieb mir bis jetzt unenthüllt, aber daß es ein Mann ist, der mir dieses Geld in's Fenster wirft, darf ich mit Gewißheit annehmen."

„Was verschafft Ihnen diese Gewißheit?"

„In einer Nacht, es mag jetzt ein Jahr her sein, war ich auf meinem Beobachtungsposten geblieben, bis der Tag zu grauen begann. Da hörte ich gegen vier Uhr Morgens ein leises Geräusch auf meinem Balcon; ich stürzte hervor und sah einen großen Schatten, der schnell hinter der Ecke der Kirche verschwand."

„Bei Nacht kann man sich leicht täuschen . . . ."

„Das dachte ich auch. — Man hatte zu jener Zeit verschiedene Ausbesserungen an unserem Hause vorgenommen. Das Pflaster war unter einer dichten Staubschichte ganz verschwunden, und ein reichlicher Regen hatte diese während der Nacht ziemlich locker gemacht. Ich zündete eilends eine Kerze an und ging hinab: unter meinem Fenster fand ich in dem Staube nur einen einzigen gleichförmigen Abdruck von Tritten. Es waren die Tritte eines Mannes, der mit breiten Schuhen, welche je drei Reihen Nägel zeigten, bekleidet gewesen sein mußte."

„Die Schuhe eines Auvergnaten! . . . . die Schuhe eines Commissionärs! . . . ." rief Carral aus.

„Glauben Sie?"

„Augenscheinlich!"

Xavier blieb einen Augenblick in tiefes Nachdenken versunken.

„Antworten Sie mir offen, Carral," fuhr er plötzlich auf. „Finden Sie, daß ich das Aussehen eines Mulatten habe?"

Carral fuhr zusammen; er sah dem jungen Mann mit drohender Miene in's Gesicht. Die Frage kam ihm wie eine indirecte Beleidigung vor. Aber der sanfte und offene Gesichtsausdruck Xavier's beruhigte ihn bald wieder. Er suchte sich so gut als möglich wieder zu fassen und antwortete:

„Ich kann Ihnen hierüber keine Auskunft geben, denn ich verstehe nichts davon; aber Jeder macht sich gern eine Idee von Sachen und Gegenständen, die er nicht kennt, und so sind Sie zum Beispiel gerade das Gegentheil von der Vorstellung, die ich mir von einem Mulatten mache."

Xavier athmete wieder leichter auf.

„Jedermann sagt mir dasselbe," murmelte er; „und doch . . ."

„Warum haben Sie diese Frage an mich gerichtet?" unterbrach ihn Carral.

„Ich hatte eigentlich keinen Grund dazu . . . . Es kommen mir so zuweilen grausame Gedanken . . . aber derjenige, welcher mich zu jener Frage trieb, ist doch zu närrisch, als daß ich Ihnen denselben mittheilen könnte."

„Eine allgemeine Beichte! . . . Sagen Sie mir Alles, mein Bester."

„Nein! . . . wenn dieß der Fall wäre, würde ich zu unglücklich seyn."

Xavier hätte vielleicht noch mehr gesprochen, aber in diesem Augenblicke bog um die Ecke der Straße Saint Germain des Prés, ein von zwei schäumenden Rossen gezogener Wagen, der unter den Fenstern des

Hauses hielt. Die Nacht war zwar noch nicht ganz hereingebrochen, aber die Gegenstände zeigten sich doch nur noch in einem zweifelhaften Halblichte.

„Herrliche Pferde!“ rief Xavier aus, froh, eine Gelegenheit erwischt zu haben, die Unterhaltung abbrechen zu können.

Carral wischte, statt zu antworten, die Gläser seines Augenglases, und richtete dasselbe auf den Wappenschild des Wagens.

„Rumbrye!“ . . . stammelte er.

„Es ist zu spät um noch zur Kirche zu gehen,“ fuhr Xavier fort, der seinen Cameraden nicht verstanden hatte. „Vielleicht irgend ein galantes Abenteuer für einen unserer Nachbarn!“

Don Juan wurde bleich; er zitterte.

„Am Ende gar für Sie, der Sie gar nicht sprechen, loser Vogel!“ setzte Xavier hinzu.

Der Wagen wurde geöffnet. Eine Frau von elegantem und anmuthigem Aeußeren setzte ihre kleinen Füße auf das schlüpfrige Pflaster, und sah am Hause hinauf. Der schwarze Bettler, der bis daher unbeweglich auf seinem Posten gestanden und, geschützt von dem Vorsprunge des Portals, geschlafen zu haben schien, näherte sich, und streckte die Hand aus. Aber die schöne Dame schwand schnell an ihm vorüber und schritt über die Schwelle des Hauses.

„Ich hatte es, meiner Treu, errathen!“ rief Xavier aus.

„Sie ist's!“ dachte Carral, der sich entfärbte.

„In der That eine seltsame Aehnlichkeit!“ brummte der Bettler, dessen schwarzes Gesicht Erstaunen und Verdacht zugleich ausdrückte, vor sich hin. „Ich muß erfahren, wer sie ist!“

Die Dame stieg unterdessen die Treppe des Hauses hinauf.

Xavier lehnte sein Ohr an das Schloß der Thüre, um seine kindische Neugierde besser befriedigen und erfahren zu können, welchem seiner glücklichen Nachbarn der Besuch der schönen Unbekannten gelte.

Der Bettler aber nahm ganz ruhig wieder seine Stelle auf den steinernen Platten vor der Kirchthüre ein.

Nach Verfluß einiger Secunden hörte man drei kleine Schläge an der Thüre des Zimmers, in welchem sich unsere beiden jungen Leute befanden.

„Immer besser!“ rief Xavier freudig aus; „der Besuch gilt entweder Ihnen oder mir.“

„Er gilt mir,“ erwiederte Don Juan mit erstickter Stimme.

Er öffnete. Eine Frau trat herein, deren Antlitz ein durch überladene Stickereien undurchsichtig gemachter Schleier verbarg.

„Ich will nicht beschwerlich werden, mein Freund,“ sagte Xavier leise; „ich ziehe mich zurück und begebe mich jetzt an den Ort, von welchem wir vorhin gesprochen.“

Er grüßte die verschleierte Dame und entfernte sich.

Kaum war er aber fort, als mit Carral's Physiognomie eine plötzliche gewaltige Veränderung vorging; seine dünkelhafte, prahlerische Dreistigkeit fiel wie durch einen Zauber. Er verbeugte sich tief und nahm die erniedrigende Haltung ehrfurchtsvoller und furchtsamer Unterwürfigkeit an.

„Gute Gebieterin,“ sagte er mit halblauter Stimme, was wollen Sie von mir?“

Zweites Capitel.

Jonquille.

Die Person, welche hereingetreten, war eine Frau von mittlerer Gestalt und wundervollem Körperbau. Ihr Antlitz hatte die Frische der Jugend verloren, aber immer noch war es schön und man durfte annehmen, daß die Bläße ihrer Wangen und der matte Glanz ihrer großen schwarzen Augen eher die Folgen der Abspannung als der Jahre waren. Es war eine jener Frauen, auf deren Alter man keine Wette eingehen darf, wenn man nicht ihren Taufschein in der Tasche hat. Manche hätten sie für dreißig Jahre gehalten, während besser Unterrichtete von vierzig sprachen. Wenn letztere Vermuthung die Wahrheit war, so muß unsere Unparteilichkeit ihr das Zeugniß ausstellen, daß die Zeit ziemlich spurlos an ihrem reizenden Gesichte vorüber gegleitet war. Indessen, was machen überhaupt zehn Jahre jünger oder älter aus, wenn man nur schön ist? Parny oder Gentil-Bernard haben einmal irgendwo gesagt: „Die Schönheit hat kein Alter; die Liebe bekümmert sich nicht um solche Nebensachen; eine hübsche Frau ist immer auch eine junge Frau."

Was beim ersten Anblick an ihr auffiel, war die Langsamkeit ihrer Bewegungen, die reizende Nachlässigkeit ihrer Haltung und jene, den Südländerinnen eigene Weichheit des Ganges. Jede ihrer Geberden war

zierlich abgerundet ohne gezwungen zu sein; jede ihrer Bewegungen enthüllte eine träge Grazie mehr. Ihre Muskeln schienen jede Anstrengung zu verschmähen und ihre geschmeidigen, die schönsten Formen zeigenden oder verrathenden Glieder, suchten instinktmäßig die Ruhe, und in der Ruhe das Wohlbehagen.

Wer kennt nicht die unendlich verführerischen Reize jener creolischen sorglosen Trägheit, unter deren Oberfläche meistens eine außerordentliche Thatkraft brütet und glüht? Jene Frauen mit ihrem Schlafleben, die, wenn die Leidenschaft sie erweckt, aufspringen können, schnell und gelenkig wie die Gazellen? Jene weißen Hände, für welche der Musselin nicht zart genug ist, jene schwachen Hände, welche die Schwere eines Fächers ermüdet, und die dennoch, wenn sie sich zuweilen schließen, die starke Hand des Mannes beinahe zusammendrücken?

Die Frau Marquisin von Rumbrye war eine Creolin. Sie vereinigte mit ihrer heimathlichen Anmuth jene nicht weniger anziehende Grazie der Pariserinnen, jene angelernten verführerischen Reize, welche eine gelungene Mischung von Natur und Studium sind. Ein langer Aufenthalt in Frankreich hatte sie darin vollkommen ausgebildet.

Sie erwiederte Xavier's Gruß durch eine höfliche Verbeugung und warf den Schleier zurück, als er das Zimmer verlassen hatte.

„Was wollen Sie von mir, gute Gebieterin?" wiederholte Carral, welcher die Haltung eines seines Urtheils gewärtigen Schuldigerfundenen beobachtete.

„Erinnerst du dich doch noch, daß ich deine Gebieterin bin, Mulatte?" sagte Frau v. Rumbrye, indem sie mit dem Finger auf einen Lehnsessel deutete.

Carral beeilte sich, den Sessel vorzurücken.

„Ich habe es nie vergessen," antwortete er.

Frau von Rumbrye setzte sich, legte nachlässig die Falten ihres seidenen Kleides zurecht und brachte eine oder zwei Secunden damit zu, die behaglichste Lage zu suchen. Als sie diese gefunden, neigte sie das Haupt auf ihre Schulter und schloß die Augen zur Hälfte.

„Man muß Euch selbst holen, Juan von Carral, fing sie wieder an; „seit wann ist nicht mehr ein einziges Wort von mir hinreichend, Euch zu mir zu rufen? . . .

Der Mulatte öffnete den Mund, um sich zu entschuldigen, aber ein Wink der Marquisin legte ihm Stillschweigen auf. Dieser Wink bezeichnete ganz einfach einen am andern Ende des Zimmers befindlichen Schemel. Carral holte ihn und setzte denselben zu den Füßen der Frau von Rumbrye nieder. Die Creolin vervollständigte dadurch die Bequemlichkeit ihrer liegenden Stellung, kreuzte ihre feinen Füßchen über einander und lag nun ziemlich nach ihrer Behaglichkeit in dem Sessel.

Carral blieb stillschweigend und mit niedergeschlagenen Augen vor ihr stehen.

„Ich habe Euch zweimal geschrieben," sagte Frau von Rumbrye; „zweimal . . . Ich . . . Euch! Warum habt Ihr mir nicht geantwortet?"

„Ich wagte es nicht . . ."

„Ihr wagtet es nicht! Warum? . . . Weil Ihr mir nicht gehorcht habt? . . ."

„Nein, Gebieterin. Ihre Befehle sind vollzogen."

Die Stirne der Marquisin entwölkte sich.

„Du bist ein braver Junge, Jonquille," sagte sie mit jener helltönenden, singenden Stimme, welcher

die Creolinnen eine so bezaubernde Lieblichkeit zu verleihen verstehen. „Nun, laß sehen, was hast du gethan?"

„Ich bin mit dem jungen Mann in Verbindung getreten," sagte Carral; „seit einem Monate verlassen wir uns nicht mehr. Sie sehen, wir leben wie die Brüder; ein einziges Zimmer genügt uns Beiden!"

„Das ist schön . . . ich wußte, daß du ein geschickter Bursche bist . . . Weiter?"

„Ich kenne seine Geschichte und seine Geheimnisse."

„Vortrefflich! . . . Hernach?"

„Gebieterin," fuhr Carral in traurigem und bittendem Tone fort, „Xavier liebt mich . . . Lange schon hat mich kein Mensch mehr geliebt . . . haben Sie Mitleiden mit ihm! Thun Sie ihm Nichts zu Leide."

„Armseliger Jonquille!" murmelte die Marquisin, indem sie ihren Kopf auf die Lehne des Sessels zurücklegte.

In ihrem Lächeln spielte ein ruhiger aber unerbittlicher Hohn. Der Mulatte klapperte unwillkürlich mit den Zähnen. Eine Regung wüthenden Hasses bewegte sein Herz.

„Juan von Carral," fuhr die Marquisin fort, indem sie ihn mit ihrem festen und ruhigen Blicke durchbohrte, „ist das Alles, was Ihr gethan habt?"

„Er ist noch so jung!" rief der Mulatte aus.

Frau von Rumbrye machte ein Trotzmäulchen, das ein Kenner für allerliebst erklärt hätte, und ließ dann, indem sie ein leichtes Gähnen erkünstelte, folgende Worte fallen.

„Ihr macht Umschweife, mein guter Junge! . . . Wir wollen vernünftig sprechen, wenn's beliebt. Ich habe Euch einen Befehl gegeben, und Ihr habt ihn bloß zur Hälfte ausgeführt. Das ist gefährlich, wißt Ihr das?"

„Ich weiß, daß ich Ihnen gehöre, meine Gebieterin; ich weiß, daß mein thörichter Stolz mich ebenso sehr und noch mehr, als wenn wir in keinem Land der Freiheit wären, zu Ihrem Sclaven macht ... Es war ein unseliger Tag, als ich, meine Herkunft verläugnend, mich in einen Edelmann verkleidete, um Neid einzuflößen, nachdem ich so lange Mitleiden erregt hatte ... Ich glaubte, in Europa sei der Mulatte ein von Allen verfluchtes Wesen, ein armseliger Gegenstand des Spottes, ein Paria! ... Ich täuschte mich; Sie wußten es und ließen mich machen ... Ich erinnere mich noch Ihres Lächelns, als Sie meine Verwandlung entdeckten ... Sie hatten ein Recht zu diesem Lächeln, Gebieterin, denn der Zufall schenkte Ihnen dadurch einen Sclaven, einen Sclaven, dem menschliche Gesetze nimmermehr die Fesseln lösen können."

„Du bist beredt, Jonquille," bemerkte Frau von Rumbrye kalt.

„Immer diesen Namen!" rief der Mulatte zornig aus. „Vergessen Sie, daß der Tag, an welchem ich wieder Jonquille werden würde, Sie jeder Macht über mich beraubte?"

„Es ist wahr, edler Don Juan von Carral, und ich habe Euch zu nöthig, um mich diesem Verlust aussetzen zu können. Aber setzet nur Eure Rede weiter fort."

Der Mulatte erstarrte von diesem spöttischen Tone. Er fuhr aber nichts desto weniger fort: „Ich bin auf Ihrer Pflanzung geboren, Gebieterin, da kam die Freiheit; ich habe auf sie verzichtet und mich wieder zum Sclaven gemacht .... Aber die Sclaven empören sich manchmal, nehmen Sie sich in Acht!"

Die Marquisin hob den Kopf zur Hälfte in die

Höhe; aber der Mulatte hielt dieses Mal ihren Blick wacker aus.

„Glaubt Ihr gegen mich ankämpfen zu können?“ sagte Frau von Rumbrye ohne aus ihrer nachlässigen Sorglosigkeit herauszutreten.

„Verlangen Sie von mir Etwas, das ich leisten kann ... Ich will Xavier nicht zu Grunde richten.“

„Ihr wollt nicht!“ sprach langsam und gedehnt die Marquisin, deren schwarzes Auge unter den gerunzelten Augenbrauen zornig hervorfunkelte.

Der Mulatte fühlte seine Kräfte schwinden.

„Gebieterin!“ rief er aus. Noch einmal bitte ich Sie, haben Sie Mitleiden mit ihm! Er ist erst zweiundzwanzig Jahre alt; sein Herz ist edel und rein. Er weiß von nichts Schlechtem ...

„Genug!“ unterbrach die Marquisin. „Man könnte sich wirklich zu dem Glauben versucht fühlen, Ihr wolltet heute meine Geduld auf die Probe stellen, Herr von Carral! Ihr habt mir ja, meiner Treu, gedroht! ... Ihr habt mir gesagt: ich will. Ihr habt alle Grenzen der Unverschämtheit überschritten. ...“

„Gebieterin! ...“

„Still!“

Die Marquisin stieß mit dem Fuße heftig den Schemel zurück und richtete sich Carral gegenüber auf, der, einem geheimnißvollen, siegreichen Einflusse unterliegend, zitterte und zurückwich.

„Du siehst wohl selbst ein, wie furchtsam du bist, Mulatte!“ sagte Frau von Rumbrye mit vernichtender Verachtung auf den Lippen. „In deinen Adern rollt das Blut des Negers, und du gleichst den Männern in Europa nur in jener armseligen Eitelkeit, welche die

beste Parodie auf ihren männlichen Stolz ist! ... Du gehörst mein, du hast es selbst gesagt, und du hast die Wahrheit gesprochen; ich rechne aber noch mehr auf deine moralische Unterwürfigkeit und diese gründet sich nicht auf den Umstand, daß du der Sohn eines Schwarzen bist. Sie stützt sich auf deine eigene Jammerseligkeit, die ich erforscht; auf die heillose Niederträchtigkeit, sich deines Geschlechts geschämt und, statt deine Stirne wie ein Mann zu erheben, deine Geburt unter einem falschen Namen verborgen zu haben! ... Ich kann jetzt ohne Furcht so zu dir sprechen, denn du kannst nicht mehr zurückkehren. Du mußt Don Juan von Carral bleiben, oder du laufst Gefahr, von der ganzen Gesellschaft verhöhnt und als eine feige Memme angespukt und ausgeworfen zu werden."

„Welch ein Unglück! Welch ein Unglück!" rief Carral mit dumpfem Schmerz aus.

„Du fürchtest nicht, daß ich dein früheres Leben enthülle; du fürchtest dich nicht, daß ich sage: dieser Mensch ist gebrandmarkt; sein ganzes Leben verstrich mitten unter schmählichen Handthierungen; seine Kleider beschmutzte früher der Koth schimpflicher Schlupfwinkel, in denen er sich vom Morgen bis zum Abend wälzte. ... Du fürchtest nur, daß ich dich Jonquille oder Mulatte heiße ... Höre! ich kenne dich, und danach beurtheile ich dich. Nicht aus Mitleiden für Xavier vertheidigtest du eben dessen Sache. Nein, nur um den Versuch einer Empörung gegen mich zu wagen, nur um zu sehen, ob das Joch schwer abzuschütteln sei, geschah es ... Ich verzeihe dir dießmal noch, aber glaube mir, es war das letztemal."

Während die Marquisin so sprach, hatte sich ihre

Haltung, ihr Gesicht so sehr verändert, daß sie kaum wieder zu erkennen war. Ihr Haupt war gerade und stolz emporgehoben; ihr Hals hatte die frühere Weichheit seiner Umrisse verloren und war straff angezogen; alle die nachlässigen und anmuthigen wellenförmigen Bewegungen ihrer reizenden Gestalt waren verschwunden. Ihr Auge dessen Gluth seinen eigenen feuchten Glanz aufzehrte, hatte eine brennende Schärfe des Blicks angenommen. Ihre Augenbrauen hatten sich genähert, die Linien ihres Mundes waren in Winkeln gebrochen und hatten ihre harmonische Rundung verloren, und eine tief gehöhlte Falte durchfurchte ihre eben noch so reine Stirne. Alles an ihr mußte mithelfen die unüberwindliche und plötzliche Offenbarung ihres eisernen Willens zu unterstützen.

Kaum aber hatte sie die letzten Worte gesprochen, so erschlafften auch schon wieder die im vorhergehenden Augenblicke noch so straff angezogenen Muskeln. Sie ließ sich in den Lehnsessel zurückfallen und nahm ihre nachlässige und behagliche, frühere Stellung wieder ein.

Carral machte keinen Versuch, ihr zu antworten.

Einen Augenblick hatte ihm seine ohnmächtige Wuth den Gedanken eines Verbrechens eingeblasen. Seine Hände öffneten sich instinktmäßig, um das schwache und zerbrechliche Wesen zu erdrücken, das ihn mit Füßen trat. Aber er wagte es nicht, und von da an mußte er sich, zu Boden gedrückt von dem Gewicht seiner eigenen Schwäche, für überwunden erklären.

Carral hatte Xavier auf den ausdrücklichen Befehl der Marquisin aufgesucht. Es hatte ihn nicht viel Mühe gekostet, die Freundschaft des jungen Mannes zu gewinnen, und er hatte ihn, da ihm derselbe so zutrauens-

voll und gutmüthig genaht war, wirklich liebgewonnen. Nichts desto weniger hatte Frau von Rumbrye bis auf den Grund seiner Seele geschaut, als sie ihm sagte: „nicht aus Mitleiden für Xavier, sondern um deines eigenen Interesses willen verfichst du deine Sache." Jedenfalls hatte der Mulatte nur den sehr untergeordneten Willen, seinen Freund zu retten, während er vor Begierde brannte, das Joch abzuschütteln, das so schwer auf ihm lag.

Der werthe Leser zweifle nicht. Dieses Joch war in der That vorhanden. Juan von Carral hatte Xavier belogen, als er ihm sagte, daß er arm sei. Sei es, daß Frau von Rumbrye ihn bezahlte, sei es, daß er aus früheren einträglichen Intriguen einen ordentlichen Nutzen gezogen, er führte wenigstens in der Welt ein „ehrenvolles," seiner vorgeblichen Geburt angemessenes Leben. Er war nicht mehr der zwischen einer ruhigen Mittelmäßigkeit und gefährlichen Namens-Usurpation schwankende Mulatte; er war Edelmann, oder galt wenigstens für einen solchen, was ganz das Nämliche ist. Und wenn die wahren Edelleute schon so viel auf ihren Adel halten, warum sollen es nicht mit noch mehr Eigensinn die falschen thun? Zudem werden die falschen Edelleute, wenn sie entlarvt sind, wieder Bürger; man spottet eine Zeitlang über sie und vergißt sie dann wieder. Aber wieder Mulatte werden, den Namen Don Juan von Carral wieder mit dem bedeutungslosen Jonquille vertauschen, wäre seine Vernichtung gewesen, was nicht auffallend erscheinen wird, wenn man überdieß noch die auffallende und wirklich knabenhafte Eitelkeit der farbigen Männer in Betracht zieht.

Ein langes Stillschweigen unterbrach das Gespräch unserer beiden Redenden; Carral, der seinen tiefen Groll unter der Maske erkünstelter Unterwürfigkeit verbarg, brach dasselbe zuerst.

„Gute Gebieterin," sagte er: „ich habe Unrecht gehabt, und ich bereue . . . In Zukunft werde ich Ihnen ohne Murren gehorchen."

„Sprechen wir nicht mehr davon," antwortete Frau von Rumbrye mit dem äußersten Rande ihrer Lippen. „Du bist hie und da etwas närrisch, aber jeder Mensch hat seine Fehler . . . . Erzähle mir jetzt die Geschichte unsers jungen Mannes."

Carral ließ sich dieß nicht zweimal sagen, und theilte mit, was er von Xavier wußte. Die Marquisin hörte mit äußerster Aufmerksamkeit zu.

„Bastard!" murmelte sie, als er geendigt hatte; „ich vermuthete es, aber ich hoffte nicht Alles das . . . fünfzehn Louisd'or jeden Monat! . . . fünfzehn Louisd'or, über deren Erwerb er sich nicht ausweisen kann . . . Wir halten ihn daran!"

Sie blieb einen Augenblick nachdenkend, dann fragte sie, indem sie plötzlich ihre Blicke auf Carral richtete, ungestüm:

„Wißt Ihr, warum ich diesen jungen Mann entfernen will?"

„Ich erlaube mir nicht, in die Geheimnisse meiner guten Gebieterin einzudringen!" antwortete Carral heuchlerisch.

„Ich hätte Euch für scharfsichtiger gehalten . . . Xavier liebt Fräulein von Rumbrye."

„Ich hatte vergessen, Ihnen dieß zu sagen."

„Und Ihr errathet das Uebrige nicht?" . . .

Carral lockte den Ausdruck gänzlicher Unwissenheit und gespannter Neugierde auf sein Gesicht.

„Fräulein von Rumbrye," fuhr die Marquisin fort, „ist die einzige Erbin meines Gemahls, und mein Gemahl hat jährlich fünfmalhunderttausend Franken Renten."

„Ein hübsches Vermögen!" rief der Mulatte aus, und aus seinen Augen zuckte ein rascher Blitz.

„Mein Sohn Alfred würde ein noch weit schöneres bekommen, wenn San Domingo ... Aber damit ist es vorüber und Alfred besitzt jetzt kaum ein leidliches bürgerliches Einkommen ...

„Ich verstehe ... eine Heirath? ...

„Gerade das ist es ... denn ich glaube, Gott verzeihe mir die Sünde, die kleine Närrin Helene denkt mehr an diesen Xavier als nöthig ist ... zum Ueberfluß hat Herr von Rumbrye, der behauptet, durch das Dazwischenkommen dieses nämlichen Xavier während der hundert Tage einer großen Gefahr entgangen zu sein, eine unbegreifliche Zuneigung zu dem jungen Mann gefaßt."

„Das ist ein sehr verdrießlicher Zufall!"

„Auch wäre, an die gewöhnlichen Mittel zu denken, um die geheimnißvolle Waise aus dem Wege zu schaffen, die ausgemachteste Thorheit; der Marquis würde sich dagegen sträuben, und Fräulein von Rumbrye selbst könnte dabei ihre Ehre aufs Spiel setzen ... wir müssen mächtigere Hebel in Bewegung setzen."

„Ich harre Ihrer Befehle," sagte Carral.

„Als ich Euch hieher schickte," begann die Marquisin wieder, „hatte ich meinen Plan; ich habe Euch denselben weitläufig auseinandergesetzt. Vergesset ihn jetzt, ich verzichte darauf."

„Um so besser!“ rief der Mulatte aus; „einen jungen Menschen unvermerkt ins Laster stürzen, ihn Schritt für Schritt verfolgen, bis er zu Grunde gerichtet ist!...“

„Höret auf!“ unterbrach ihn Frau von Rumbrye, Ihr seid im höchsten Grade ungeschickt, wenn Ihr Moral predigen wollt ... Mein neuer Plan ist viel besser; zu seiner Ausführung soll ein einziger Abend hinreichen und Eure ehrliche Seele (die Marquisin legte einen besondern Nachdruck auf diese Worte) wird hoffentlich keine Einwendung dagegen zu machen haben! ... Folget mir genau!“

Frau von Rumbrye legte jetzt ihre langsame creolische Sprache ab, um eine kürzere und bestimmtere anzunehmen, die viel tauglicher ist, wenn man von Geschäften spricht, und entwickelte nun mit einem außerordentlichen Scharfsinne und einer bewundernswerthen Klarheit des Vortrags ihren ganzen Plan, den der geneigte Leser zwar niederträchtig nennen wird, wenn er ihn erfährt, der aber von dem ausgezeichneten Verstande der Marquisin ein glänzendes Zeugniß ablegte.

Carral hörte Anfangs seiner „guten Gebieterin“ mit ruhiger, achtungsvoller Aufmerksamkeit zu. Je mehr sie aber sprach, desto mehr gefiel dem Mulatten, dessen eigene schlaue Natur damit übereinstimmte, der so fein ausgedachte Plan, und von Zeit zu Zeit machte er seinen gleichgesinnten innern Regungen durch bewundernde Ausrufe Luft.

Kaum aber hatte Frau von Rumbrye zu sprechen aufgehört, als Carral schnell in sich ging; er dachte an das Resultat und schrack vor der Ausführung zurück.

Es lagen in diesem Menschen immer noch Keime

zu guten Handlungen. Sein erstes rasches Gefühl war stets besser, als die demselben nachhinkende Reflexion.

„Was sagst du dazu? fragte die Marquisin, nachdem sie mit ihrer Erklärung fertig geworden war.

Carral zauderte.

„Gebieterin," sagte er furchtsam: „Sie können von mir nicht verlangen, daß ich Ihnen in dieser nichtswürdigen Verrätherei beistehe?"

„Wer hat dir gesagt, daß du mir beistehen sollst?" rief die Marquisin von Rumbrye aus, und ihre Lippe hob sich leicht.

„Ich glaubte . . ."

„Du täuschst dich . . . ich mische mich in nichts; du wirst allein handeln."

Bei diesem höchst unerwarteten Schlusse konnte sich der Mulatte nicht mehr zurückhalten.

„War meine Rolle nicht grausam genug," sagte er bitter, „daß Sie es für gut finden, sie durch einen Spott noch erniedrigender zu machen... Nein, Madame, und sollten Sie mir auch all das Uebel zufügen, dessen Sie fähig sind, ich verweigere Ihnen meinen Beistand!"

„Dieser Mann fängt an, mir lästig zu werden!" murmelte die Marquisin und stand mit vollkommen ruhiger Miene auf. „Lebe wohl, mein armer Freund," fuhr sie fort; „ich werde mich nach einem anderen Sachwalter umsehen."

Sie näherte sich dem Spiegel und legte sorgfältig den um ihre Schultern geschlagenen indischen Cachemir-Shawl in zierliche Falten.

„Werden Sie heute Abend uns nicht mit Ihrem Besuche beehren, Herr von Carral?" fragte sie; „wir haben eine Zusammenkunft von Freunden."

Carral senkte den Kopf mit düsterer Miene und antwortete nicht.

„Wenn Sie kommen," fuhr die Marquisin fort, „werden Sie es gewiß nicht zu bereuen haben. Ich gedenke heute meine Gäste, mit der Geschichte des Mulatten Jonquille zu bewirthen ...."

„Das werden Sie nicht thun!" rief Carral aus ....

„Doch!"

„Gnade, Madame! ...."

Der Mulatte hatte sich auf die Kniee niedergeworfen, aber Frau v. Rumbrye gab ihrem Shawl den letzten Wurf, durchschritt das Zimmer mit ihrem langsamen und schaukelnden Schritte, öffnete die Thüre und verschwand.

Der Mulatte stand langsam auf. Sein Antlitz war leichenblaß, sein Blick stier und blutdürstig.

„Wird denn nie die Reihe an mich kommen?" sagte er mit hohler Stimme. „O wenn sich mir einst je die Gelegenheit darböte, wie würde ich mich rächen!...."

In dem Augenblicke als die Frau Marquisin v. Rumbrye die Hausflur verließ, trat der Bettler, welcher auf sie gewartet zu haben schien, wieder vor sie hin und streckte die Hand aus.

„Wieder dieser Schwarze!" sagte sie mit Abscheu. Sie wandte den Kopf ab, und stieg in den Wagen.

Aber der Neger ließ sich dadurch nicht zurückschrecken, er trat näher und warf einen Blick in das Innere der Kutsche. Das Gesicht der Marquisin, auf welches in gerader Richtung ein Strahl der benachbarten Laterne fiel, war vollkommen erkenntlich.

Beim Anblick dieser beharrlichen Verfolgung runzelte sie die Augbrauen und zog rasch den Vorhang vor.

Der Bettler gieng um den Wagen herum und stellte sich an den andern Kutschenschlag.

„Geh," rief Frau v. Rumbrye zornig aus, „ich schenke nie den Schwarzen."

„Creolin!...." sagte der Bettler bitter.

Der Bediente näherte sich und bat um die Befehle der Marquisin. Der Neger lauschte begierig.

„In's Hôtel zurück," sagte die Marquisin.

Der zweite Vorhang wurde herabgelassen und der Wagen flog wie ein Pfeil im Galopp seiner flüchtigen Renner dahin.

„In's Hôtel!" dachte der zurückgebliebene Bettler; „aber in welches Hôtel?... Ich muß sie wieder sehen.... Sie gleicht ihr! Es sind dieselben Züge, nur haben ihre Haare eine andere Farbe. Auch ist sie eine Creolin, denn sie gibt nie den Schwarzen!.... Wenn sie es wäre? Großer Gott!" Als er unter dieser Betrachtung langsam seinen nächtlichen Rückzug antrat, bemerkte er am Boden, gerade unter dem Balcone, einen weißen Gegenstand; er kehrte eilends zurück, und hob ihn auf.

Es war ein gesticktes mit Spitzen besetztes Battistsacktuch von einer Feinheit, die es möglich gemacht hätte, es in einer hohlen Nuß aufzubewahren. Der Bettler hob es auf, und näherte sich der Laterne, um es näher zu betrachten.

„Das ist ihr Taschentuch," sagte er, indem er nach dem Zeichen suchte; „laß einmal sehen.... F. A.!.... Mein Gott! Mein Gott! so viele Umstände können unmöglich bloß zufällig zusammentreffen!... Sie ist's! Es sind zwar seither mehr als zwanzig Jahre verflossen, aber sie muß sich noch daran erinnern!... Ich werde sie auffinden!"

Er ging die Straße Saint Germain des Prés hinab, bog in die der Abbaye ein, und hielt vor der Thüre eines Hauses von äußerst ärmlichem Aussehen, das an der Ecke des Gäßchens Bourbon le Chateau lag. Im fünften Stockwerke dieses Gebäudes war unter dem Dach ein kahles, enges und niedriges Mansarden-Stübchen, dessen aus wurmstichigen Balken gebildete Decke zugleich zur Stütze der Ziegelwände des Daches diente. Es war die Wohnung des Bettlers.

Die Möbel bestanden aus einem schlechten Bette und einem kleinen Koffer; aber neben dem Loch, welches als Fenster diente, bildete eine Art von Trophäe einen seltsamen Gegensatz mit dem sonstigen Aussehen des armseligen Stübchens.

Zuerst fielen zwei goldene Hauptmanns-Epauletten über welchen ein Soldatenhut mit dreifacher Cocarde prangte, wie die Officiere der Infanterie unter der Republik sie trugen, in die Augen. Darunter hing zwischen zwei reichen Pistolen ein Degen, dessen Scheide mit Perlmutterschalen belegt war.

Als der Bettler in sein Stübchen trat, ging er sogleich auf den Koffer zu und machte dessen festes Schloß auf. Der Koffer enthielt eine hübsche, aus verschiedenen Münzsorten bestehende Summe Geldes und eine Brieftasche auf deren stählernem Schildchen ein Name eingegraben war. Der Neger fügte zuerst seinen Ersparnissen die Ernte des heutigen Tages, welche ziemlich beträchtlich war, bei und öffnete sodann schnell die Brieftasche. „Es ist so!" sagte er, nachdem er mehrere Papiere durchgegangen hatte; „F. A.! . . . Dieß sind die beiden Anfangsbuchstaben ihres Namens!"

Seine Gemüthsbewegung war so lebhaft, daß seine

Glieder unter dem Gewicht seines Körpers zusammensanken. Er fiel auf sein Bett.

„Sollte ich nach zwanzigjährigem, geduldigem Suchen sie nun endlich gefunden haben? ... Ach, ich habe mich so oft auf dem Punkte geglaubt, meinen Zweck zu erreichen! ... Wenn ich mich wieder täuschen würde!" ...

Sein Kopf senkte sich auf seine Brust, er blieb einen Augenblick unbeweglich, wie von einer trostlosen Entmuthigung niedergedrückt; aber bald hob sich seine hohe Gestalt wieder, sein Blick glänzte voll Vertrauen und Hoffnung.

„Nein, nein!" sagte er, „dießmal täusche ich mich nicht! ... Alles sagt mir, daß sie es sei, und meine Arbeit naht ihrem Ende."

Er stand auf. Sein schwarzes Gesicht, dessen stark ausgeprägten Züge moralische Kraft und Gutmüthigkeit athmeten, nahm einen Ausdruck erhabenen Schmerzes an. Er warf sich vor der Trophäe auf die Kniee nieder, und drückte die goldenen Epauletten an seine Lippen.

Lange blieb er in entfernte Erinnerungen verloren liegen; dann stahlen sich zwei warme Thränen aus seinen Augen, die langsam auf die Brust von Ebenholz niederrollten.

„Gebieter mein!" sagte er mit sanfter Stimme, die unwillkürlich wieder in das längst vergessene negerische Kauderwelsch verfiel; „guter Gebieter mein!"

Diese Worte schienen eine ganze Vergangenheit in ihm zu erwecken; er küßte die Epauletten mit Entzücken.

„Du bist da oben! Du siehst mich," rief er mit einer Stimme voll schöner Leidenschaft aus; „freue dich, denn dein letzter Wille naht seiner Erfüllung!"

Drittes Capitel.

Der Ball.

Das Hôtel der Marquisin von Rumbrye war ein geräumiges und schönes, zwischen Hof und Garten gelegenes Gebäude, dessen Hausflur sich gegen die Straße Grenelle öffnete. Die Wappenschilde, welche zur Zeit der Republik ausgehauen worden waren, hatten seither keine Umwandlung erlitten; doch sah man noch an den großen eisernen Balconen die Umrisse des Rumbrye'schen Drachen und des Marschallsstabs von Frankreich. Es war in der ganzen Bedeutung des Worts das Hôtel eines großen Herrn, mit einem Stübchen für den Schweizer, mit weitläufigen Hintergebäuden und der Vorderseite eines Palastes. Um zur Hauptthüre zu gelangen, mußte man eine hohe, runde Treppe ersteigen, deren marmorne Stufen große Blumenvasen trugen.

Es war heute Abend ein Fest im Hôtel. Die Hausflur wurde durch eine Menge Lichter außergewöhnlich erhellt. Livreediener sprangen die mit Teppichen belegten Stufen geräuschlos auf und ab, wie dieß jeder ordentliche Bediente von gutem Ton thut. Von außen betrachtet erschienen die Säle und Gallerieen glänzend beleuchtet; hie und da bemerkte man hinter einem halb zurückgeschobenen Vorhange die

ausgeschnitzten Karnieße der Decke oder die vergoldete Rahme eines hundertjährigen Familien-Porträts. Durch Gaze und Seide hindurch funkelten die Kronleuchter, und ihre kristallenen Prismen warfen auf die Mauern der benachbarten Häuser flüchtige Reflexe.

Dieß alles konnte man aber nur sehen, wenn das Hofthor seine beiden Flügelthüren öffnete, um irgend eine mit Wappen gezierte Equipage einzulassen. War dieselbe innerhalb des Hauses, so wurde die Thüre wieder geschlossen und man sah nichts mehr.

Denn die hohe Welt ist eifersüchtig auf ihre Freuden, und nur verstohlen darf der Uneingeweihte einen flüchtigen, neugierigen Blick in das Geheimniß ihrer prachtvollen Herrlichkeit werfen. Eine Menge Menschen umstand die Zugänge des Hôtels: Bettler und Gaffer; die ersteren waren noch sehr zahlreich im Jahr 1816, die andern sind zahllos zu jeder Zeit. So oft das Hofthor geöffnet wurde, flogen mehr denn fünfzig durchdringende gierige Blicke in das Gebäude, durcheilten den Hof und fielen als eben so viele Pfeile in den Finsternissen der Hausflur nieder.

„Schöne Diamanten," sagte der Eine, der eine schöne Frau aus dem Wagen steigen sah.

„Es sind falsche!" antwortete ein Anderer und zuckte die Achseln.

„Welche frische Gesichtsfarbe!" rief der Lobredner aus.

„Schminke!" spottete der Eifersüchtige.

Die Bettler aber schrieen alle zusammen, ihr Herzbrechendes:

„Ein Almosen um der Liebe Gottes willen!"

Doch die schweren Thürflügel fuhren lärmend zu und Alles war wieder still.

Hie und da blieben einige Wirthshausstutzer, die zufällig des Weges kamen, stehen und betrachteten sich das lebhafte Schauspiel durch ihre Augengläser. Bald jedoch kam ihnen all der Prunk und die Pracht dieser Feste höchst bemitleidenswerth vor und sie setzten ihren Weg nach dem Prater fort. Denn einen Prater gibt es überall, sei es unter diesem oder unter einem andern Namen.

Gegen 10 Uhr wurde die Scene lebhafter. Wagen auf Wagen folgen einander mit solcher Schnelligkeit, daß der Schweizer das große Thor offen halten mußte.

Die Gaffer konnten nun ihre Neugierde zur Genüge befriedigen und kehrten, zufrieden mit dem Schauspiel des heutigen Abends in ihr Nachtquartier zurück, dem Himmel grollend, daß er ihnen nicht eine halbe Million Renten verliehen. Nur die Bettler blieben festen Fußes stehen und ihr Haufen wurde durch eine beträchtliche Anzahl jenes industriösen Gesindels vermehrt, welches die Kutschenschläge der Fiaker öffnet und die Fußtritte herabläßt. Unglücklicher Weise waren die Stadt-Droschken nur in sehr geringer Anzahl vertreten und selten wagte es eine solche sich verschämt zwischen zwei glänzenden Equipagen durchzustehlen.

Im Innern begannen die Säle sich allmählig zu füllen. Es war kein großer Ball, den Frau von Rumbrye heute veranstaltete, sondern nur eine einfache Soirée, wenigstens legte sie es so aus. Was uns anbetrifft, so haben wir nie recht eigentlich einen bedeutenden Unterschied zwischen einem großen Ball und einer einfachen Soirée einsehen gelernt.

Zu einer Soirée ladet man allerdings nur seine Freunde ein, während man auf einem Balle alle seine Bekanntschaften versammelt; aber die Einladungsliste

bleibt dieselbe. Ueberdieß müssen diejenigen Bekanntschaften doch etwas unheimlicher Art seyn, die man selbst dann nicht in die Zahl seiner Freunde aufnehmen kann, wenn es sich lediglich darum handelt, seine geräumigen Säle zu füllen, die man vor dem Schrecken des Leerseins bewahren möchte, und die ihre vollkommene Wirkung nur mit einem zahlreich versammelten Publikum erreichen.

Wie dem aber auch sei, die Soirée der Frau von Rumbrye hatte, obgleich sie kein Ball war, doch eine fürstliche Pracht von Toiletten, lauter Personen vom feinsten Hoftone vereinigt. Streng genommen konnte man sich freilich fragen: „Was wäre es gewesen, wenn die Frau Marquisin einen Ball gegeben hätte," gerade aber diese schmeichelnde Möglichkeit zeigt den Zweck und das Motiv der feinen Unterscheidung an, von der wir oben gesprochen.

Es war halb eilf Uhr; das Orchester hatte sein Spiel begonnen, aber die Gebieterin des Hauses war immer noch nicht auf ihrem Platze. Helene machte mit vollkommenster Grazie und jener feinen Weltkenntniß, welche Töchtern großer Häuser angeboren zu sein scheint, an der Stelle ihrer Mutter die Wirthin, und wußte diesem Ehrenamt auch zur vollkommensten Zufriedenheit der Gäste vorzustehen. Aber Jedermann fragte sich dennoch, wo die Marquisin bleibe und Herr von Rumbrye hatte bereits zwei- oder dreimal unruhige nnd ungeduldige Blicke nach der Thüre geworfen, die aus den Gemächern seiner Frau in den Saal führte.

Endlich erschien sie, alle Augen richteten sich nach ihr; die der Frauen mit Neid, die der Männer mit Bewunderung. Ein Murmeln durchlief den ganzen Saal.

Frau von Rumbrye war wieder ganz umgewandelt. Sie hatte zwar ihre angeborene Grazie nicht abgelegt, aber derselben eine andere, bestimmtere Gestalt gegeben. Ihr behagliches Sichgehenlassen hatte einer ungewungenen Zurückhaltung Platz gemacht; ihre nachlässige Haltung war würdig geworden: die Creolin spielte jetzt die Rolle einer großen Dame. Sie durchschritt langsam den Saal, indem sie ihre Begrüßungen und ihr Lächeln unendliche Male veränderte, und ließ sich endlich neben Fräulein von Rumbrye nieder, die ihr allein in dieser glänzenden Versammlung den Preis der Schönheit streitig machen konnte.

Als die Frau Marquisin Don Juan von Carral verlassen hatte, war es bereits neun Uhr vorüber, und in ihrem Alter macht sich, so reizend man sonst auch sein mag, die Toilette nicht aus dem Stegreife. Daher rührte ihr verspätetes Erscheinen. Bei ihrer Ankunft bewillkommte sie Helene mit einem zärtlichen Winke, den diese durch einen achtungsvollen Gruß erwiederte. Es war in diesem Gruß ein wenig Zwang und viel Kälte.

Der Ball nahm wieder seinen Fortgang. Unter der Zeit werden wir mit den untergeordneten Personen unseres Dramas Bekanntschaft machen.

Der Marquis von Rumbrye war ein alter Edelmann voll Ehrenhaftigkeit und Biedersinn. Er hatte früher seine Frau außerordentlich geliebt. Diese Liebe war erkaltet und böse Zungen behaupteten, daß dieses nicht ohne Grund geschehen sei. Herr von Rumbrye habe, sagte man, seiner Gattin oft und vielmals zu verzeihen gehabt; auch jetzt noch mache er nur deshalb kein Aufsehen daraus, weil ein Mann von feiner Lebensart unter gewissen Umständen zu schweigen wissen

müsse. Aber die Welt, welcher der Herr Marquis das Aergerniß seiner ehelichen Zerwürfnisse ersparte, zeigte sich nicht besonders erkenntlich dafür, und er durfte, wenn er selbst den allerbesten Willen voraussetzte, kaum hoffen, daß der edle Name von Rumbrye vor verdrießlichen Anfechtungen unangetastet bleibe.

Diese Lage, welche uns die Moral und die Artigkeit als eine seltene, ausnahmsweise zu bezeichnen nöthigen, machten Herrn von Rumbrye kalt und wenig lüstern sich vor der Welt sehen zu lassen. Als ehemaliger Emigrirter, den die ältere Linie der Bourbons mit Würden und Ehrenstellen überhäuft hatte, mußte er sich zwar den äußeren Pflichten und Anforderungen seiner hohen Stellung unterwerfen und als Mann von Stand sich von Zeit zu Zeit zeigen; aber alle diese gezwungenen Feste belästigten ihn. Er errieth den geheimen Gedanken aller seiner Gäste in Beziehung auf seine Person; er las in jedem ihrer Blicke eine Beleidigung, in jedem Worte einen Hohn, und wäre gern der ganzen Gesellschaft seiner Standesgenossen für immer entflohen.

Obgleich indessen die Frau Marquisin früher die Gesetze der Ehe übertreten hatte (und dieß war eine offenkundige Thatsache), so hatte sie sich doch in ihrem Betragen schon seit langer Zeit nichts Strafbares mehr zu Schulden kommen lassen. Die Liebe war für ihr Herz eine Beschäftigung gewesen, jetzt hatte sie einen andern Zeitvertreib und gab sich daher keine Mühe mehr, Liebeshändel anzuspinnen. Sie liebte ihren Sohn mit leidenschaftlicher und grenzenloser Zärtlichkeit und dieß war vielleicht das einzige lobenswerthe Gefühl, welches die Tiefen des Herzens dieser Frau beherbergten, welche

das Geschick mit allen verführerischen Reizen geschmückt zu haben schien, um darunter um so besser den schwarzen und zurückstoßenden Abgrund ihrer Seele verbergen zu können.

Herrn von Rumbrye's ganze Liebe hatte sich auf seine aus seiner ersten Ehe entsprossene Tochter übertragen, und er wünschte sich jeden Tag mehr Glück, kein Kind aus seiner gegenwärtigen Verbindung zu besitzen. Außer Helene liebte er Niemand, wenn wir nicht etwa den König und Xavier ausnehmen wollen, welchen Letzteren ein Zufall vor zwei Jahren, während der Reaction der hundert Tage, zu seinem Beschützer gemacht hatte. Es war dieß übrigens einer jener Dienste, welche jeder Mann von Herz dem andern leistet. Xavier hatte nämlich, als junger, und aus natürlichem Drange den kaiserlichen Ruhm liebender Mann, Napoleon's Rückkehr mit Begeisterung begrüßt, und diese seine bekannten Gesinnungen hatten ihn in den Stand gesetzt, den alten Ausgewanderten gegen die Beleidigungen desjenigen Theils des Volkes wirksam vertheidigen zu könnnen, welcher jeder Zeit den Besiegten anspukt und den Sieger lobpreist. Diese Gefälligkeit hatte Herrn von Rumbrye dem jungen Manne genähert. Trotz der Verschiedenheit des Alters und der Meinungen, trotz des großen Abstands, welcher sie in Beziehung auf ihre gesellschaftliche Stellung trennte, waren sie in ein gewisses freundschaftliches Verhältniß getreten. Auch war der Marquis ganz der Mann, Xavier's edle und reine Seele schätzen zu können; er liebte den Jüngling.

Xavier dagegen liebte Fräulein von Rumbrye, welche ihn mit Gegenliebe lohnte.

Der geneigte Leser wird, wir sind überzeugt, keine nähere Erklärung und Begründung dieser Thatsache von uns verlangen. Xavier war schön; seine Rede war wohlgesetzt und warm. Helene schenkte ihm ihr Herz ohne daß sie es wußte. Als sie ihre Liebe entdeckte, war es zu spät; sie fühlte sich zu schwach, sich zu bekämpfen, und versuchte es auch nicht.

Helene war ein reizendes Mädchen von siebenzehn Jahren. Der Typus ihrer Physiognomie war ächt französisch. Ihre Schönheit bestand mehr in dem Ausdruck als in der vollkommenen Regelmäßigkeit ihrer Züge. Aus ihren großen, blauen Augen strahlten sanfte und feine Blicke; ihre ernste Stirne dachte; ihr beweglicher Mund bedurfte kaum der Sprache der Worte, um sich verständlich zu machen.

Zuweilen unterdrückt eine allzu strenge Erziehung die Seele und das geistige Wesen der Mädchen aus großen Häusern; der Errungenschaft von allem möglichen Wissen und Angelernten haben sie ihre Natürlichkeit zum Opfer gebracht; sie können nicht mehr anders lachen, gehen oder schweigen, als nach Regel und Vorschrift. Helene war dieser verkehrten Methode glücklicherweise entgangen. Ihr Vater hatte sie nicht ausschließlich der Sorge der Frau von Rumbrye anvertraut; er hatte ihr die Freiheit gelassen und die Marquisin ihrerseits hatte sich, um das Zutrauen ihrer Stieftochter auf feine Art zu gewinnen, stets als eine äußerst besorgte und gefällige Stiefmutter gezeigt, hatte ihr nie ein unschönes Wort gesagt. Aber die Frauen können nur die Männer täuschen; Helene traute Frau von Rumbrye nicht, das heißt, sie glaubte nicht an ihre Zärtlichkeit; sie mißtraute ihr namentlich in Allem, was Xavier und ihre

Liebe zu ihm betraf. Zu verschiedenen Malen hatte die Marquisin auf jene einnehmende und unwiderstehliche Weise, in welcher die größte Beredtsamkeit der Frauen besteht, versucht, ihr Vertrauen zu erwecken. Sie hatte zu diesem Zweck mehr Kniffe, mehr Verstellung, mehr List verschwendet, als nöthig gewesen wäre, um zehn Männer zu besiegen; aber Alles umsonst.

Helene war auf ihrer Hut. Im wahren Sinne des Worts zu wohlerzogen, um je die der Gattin ihres Vaters schuldige Achtung außer Augen zu lassen, beobachtete sie doch gegen sie eine Zurückhaltung, welche dieselbe um so mehr in Verzweiflung setzte, als sie nie und nirgends den Anstand verletzte.

Als sich die Marquisin von dieser Seite besiegt sah, vermehrte sich ihre Unruhe. Sie fühlte, daß Helenens Stillschweigen bedeutsamer war, als ein Geständniß. Sie maß die Liebe des jungen Mädchens an den Schrecknissen ihrer eigenen Erfahrung und zitterte, als sie daran dachte, daß ein jugendlicher Eigensinn, eine Laune des früheſten Alters den ganzen Plan umstoßen könnte, auf welchen von nun an alle ihre Wünsche und Hoffnungen gebaut waren. Sie war ein Weib, sie war eine Creolin. Es ist allerdings anzunehmen, daß, im Princip wenigstens, ihre Befürchtungen übertrieben waren, und daß ihre fieberhafte Einbildungskraft sich, wie wenn sie ein Vergnügen daran finden würde, über einen Gegenstand über Gebühr erhitzte, welcher einen denkenden Mann kaum beschäftigt haben würde. Aber wer weiß nicht, wie oft in dergleichen Fällen das Vorgefühl den Sieg über die Berechnung davon trägt, und das Fieber selbst oft mehr taugt als die Vernunft? Als Mutter, die in diesem Augenblick Alles ihrer

mütterlichen Zärtlichkeit zu opfern entschlossen war, wollte sich die Marquisin mächtiger Waffen versichern, um wirkliche oder eingebildete Gefahren siegreich niederzukämpfen. Sie sah in Xavier ein gefährliches Hinderniß und ihre stets lebendige Leidenschaft zeigte ihr dieses Hinderniß in einem solch furchtbaren Lichte, daß sie vom ersten Tage an beschloß, ihm einen erbarmungslosen Kampf zu liefern. Xavier versperrte ihrem Sohne den Weg und folglich auch ihr, die auf ihre mütterliche Liebe nun all die heiße Glut ihrer früheren geschlechtlichen Liebe übertragen hatte. Und wenn eine Frau wie die Marquisin von Rumbrye ein menschliches Hinderniß auf ihrem Pfad findet, so geht sie darüber hinweg und führte sie ihr Weg auch über einen Leichnam.

Herr von Rumbrye hatte übrigens selbst dazu beigetragen, die Furcht seiner Frau und deren Uebertreibungen zu vermehren, den Haß zu nähren, der aus dieser Furcht nothwendig entstehen mußte. Sie hatte ihn darüber ausgeforscht, nicht offen und ehrlich, sondern wie die Frauen beinahe alle fragen, durch Nachahmung der Kreisgänge einer Schneckenlinie, welche sich um den Mittelpunkt schlängelt und ihn sicher erreicht; und die Lust nach einer unschuldigen Rache hatte den Marquis veranlaßt, sie glauben zu lassen, daß Xavier ihm einst sehr nahe angehören könne. Was bedurfte es mehr, um Frau von Rumbrye zur Eröffnung eines rastlosen Kriegs, einer ruhelosen Verfolgung zu treiben? Nichts desto weniger wartete sie noch, denn ihr eben so aufbrausender als kluger Verstand wußte sich wo es nöthig war, Stillschweigen aufzulegen und in Geduld zu fügen.

Es bleiben uns jetzt nur noch einige Worte über

ihren Sohn zu sagen, die unschuldige Ursache dieses grausamen Kampfes, die unthätige und thatkraftlose Grundlage, auf welcher die Marquisin das Gebäude ihrer ehrgeizigen Pläne aufbaute. Es war ein hübscher Junge, fünf Fuß sieben Zoll und darüber hoch, der die damalige neuste Mode der Backenbärte à la Guiche mit großem Erfolg pflegte und unter dem erstickenden Drucke seiner eng zusammengeschnürten Weste kaum zu athmen vermochte. Herr Alfred Lefebvre des Vallées konnte als ein durch seinen Schneider vervollkommnetes Muster eines Elegant aufgestellt werden. Er sprach mit großer Ueberlegenheit über Pferde und trieb die Verwegenheit sogar so weit, daß er sich hie und da erlaubte, auf der Straße zu rauchen, was damals noch etwas Unerhörtes war. Seine Mutter bestätigte, daß er sehr viel Verstand besitze, und da er dieß oft und viel hören mußte, glaubte er es endlich selbst. Im Uebrigen müssen wir ihm zu seinem Ruhme nachsagen, daß er nicht einfältiger war, als der große Haufen der Modegecken der damaligen Zeit.

Diesen achtungswerthen jungen Mann hatte die Marquisin zum Gemahl für Fräulein von Rumbrye auserkoren, und er selbst hatte nichts dagegen einzuwenden. Er fand Helene hübsch und hegte auch keinen eigentlichen Widerwillen gegen die fünfmalhunderttausend Livres seines künftigen Herrn Schwiegerpapas. Nur die Zustimmung des Letztern war nichts weniger als leicht zu erlangen. Herr von Rumbrye nahm sich, so wenig er die schuldige Artigkeit zwischen Ehegatten außer Acht ließ, doch nicht die mindeste Mühe zu verbergen, wie wenig ihm an Alfred Lefebvre des Vallées gelegen

sei und es war daher nicht leicht zu hoffen, daß er zu einer derartigen Verbindung die Hand bieten werde.

Der erste Anstoß mußte also von Helene kommen, der ihr Vater nichts abschlagen konnte. Dieß war der wichtigste Punkt. Gott weiß wie lange her schon die Marquisin ihren Schlachtplan entworfen hatte und mit Vorpostengefechten und Kleingewehrfeuer den Feind in's Treffen nöthigen wollte. Sie hatte alle Mittel versucht, Helene zu überlisten und ihr ein zärtliches Gefühl für Alfred Lefebvre des Vallées einzuflößen. Aber hier, wie bei den früheren Versuchen, ihr Vertrauen zu erschleichen, von denen wir oben gesprochen haben, waren ihre Bemühungen vergeblich. Alfred mochte sich noch so sehr in dem ganzen Glanze seiner äußerst sinnreich übertriebenen Toilette zeigen, er wurde von ihr nicht einmal eines Blickes gewürdigt.

Ein unbefangener Beobachter würde darüber nicht erstaunt gewesen sein. Junge Mädchen von natürlichem Verstand verabscheuen immer jene großen, in Schnürleiber gesteckten, ausgestopften, gleichsam in ihre Kleider eingenähten Knaben, wie deren Herr Alfred Lefebvre des Vallées einer war. Aber die Frau Marquisin war und blieb, trotz ihres sonstigen ausgezeichneten Geschmacks, in Beziehung auf ihren Leibeserben blind.

Helenens Gleichgültigkeit schien ihr nicht natürlich. Sie wiederholte sich stets dieselben Gründe, welche sie glaubte muthmaßen zu müssen, und ihre Erfahrung als Frau, welche sich mit ihrem Stolze als Mutter verband, mußte ihr sagen und zwar jetzt nicht mehr in der Form eines Zweifels, sondern im Tone der Ueberzeugung:

„Um meinen Alfred zu verschmähen, muß sie einen Andern lieben."

Hierauf begann sie, indem sie ihren gewandten Blick, der geläufig in dem Buche der Welt lesen konnte, auf Alles um sie herum warf, ihre Nachforschungen anzustellen.

Unparteiisch zergliederte sie ihre empfangenen Eindrücke, und richtete sowohl auf Xavier als auf jeden Andern ihr forschendes Auge. Die Aufgabe war nicht sehr schwierig. Wie man sich leicht denken kann, umschwirrten eine Menge Bewerber die fünfmalhundert-tausend Renten des Fräuleins von Rumbrye. Aber was macht die Anzahl aus? Unter allen diesen Nebenbuhlern errieth die Marquisin leicht, ohne lange im Finstern zu tappen, denjenigen heraus, welcher ihre Tochter um ihrer selbst, nicht um ihrer Erbschaft willen liebte, und deshalb auch von ihr, — was sie mit mathematischer Genauigkeit schließen konnte, — wieder geliebt wurde.

Es war Xavier. Sie kam auf Xavier immer wieder zurück, wie ein Rechnungsführer auf die Zahl, welche bei einer zweifelhaften Addition sich nach der Probe als die richtige erwiesen hat. Xavier! Ein der Schule entlaufener Junge, der zwei Monate lang dasselbe Kleid trug! Xavier! Ein fader und schüchterner blondgelockter Jüngling, den Herr Alfred Lefebvre des Vallées durch sein Halstuch allein übertraf! Dieß war nicht allein entsetzlich, sondern im höchsten Grade erniedrigend.

Von da an begann die Marquisin ihre Feindseligkeiten. Carral, ihr Helfershelfer wurde als Plänkler in's Vortreffen geschickt. Er erhielt den ausdrücklichen Befehl, aus Xavier einen liederlichen Menschen oder im Nothfall noch etwas Schlimmeres zu machen.

Um das Verdienst dieses durch die Frau Marquisin ins Werk gesetzten Operationsplanes nach Gebühr würdigen zu können, muß man Folgendes wohl beherzigen. Die große Welt besteht aus zwei wesentlich unterschiedenen Klassen, aus rechtsgültigen und geduldeten Leuten. Die Ersteren sitzen fest, und wenn sie das Zuchthaus noch nicht gebrandmarkt hat, so kann sie Niemand aus ihrer Stelle vertreiben. Sie sind da durch das Recht ihrer Geburt. Die Andern dagegen sind durch die freie Wahl oder Gunst emporgehoben; sie sind nur Zugelassene. Ihre Ausschließung würde nur ihnen selbst Kummer oder Verlegenheit bereiten; sie sind nicht wie die ersteren die Verwandten oder eng Verbündeten eines guten Drittheils der salonfähigen Welt. Sie haben keine Wurzeln in ihr.

Xavier gehörte unter die Klasse der Letztern. Hätte die Frau Marquisin diese ihre List gegen einen Herrn von * * * oder gegen den jungen Herrn Baron von * * * gebraucht, sie hätte jammerlich fehlgeschlagen; sie würde diese Herren dadurch vielleicht gerade in die Mode gebracht haben. Gegen Xavier geschleudert nahm sie eine furchtbare Macht an, denn den geduldeten Leuten verzeiht man Nichts. Würde also auch Frau von Rumbrye diesen Plan gegen einen andern ausgetauscht haben, so hätte dieser andere um so unfehlbarer gelingen müssen.

Viertes Capitel.

Eine Geschichte beim Nachtisch.

Beim Eintreten in den Ballsaal ließ die Marquisin ihren Blick schnell durch alle Gemächer gleiten, ohne auch nur die kleinsten Winkel zu vergessen. Carral war nicht da. Eine vorübergehende Wolke umdüsterte die Stirne der Frau von Rumbrye.

„Sollte er wirklich seine Fesseln zerbrochen haben?“ fragte sie sich.

Herr von Rumbrye, welcher mit Xavier in einer Fenstervertiefung schwatzte, ging seiner Frau entgegen, und verbeugte sich höflich.

„Wir waren unruhig, Madame,“ sagte er.

Diese Worte enthielten eine Frage.

Ehe aber die Creolin antwortete, begrüßte sie Xavier, der dem Marquis folgte, mit einem reizenden, huldvollen Lächeln.

„Sie sind sehr gütig, mein Herr,“ sagte sie hierauf. „Sie erinnern mich, daß ich unserer lieben Helene Dank schuldig bin, welche unter der Zeit ohne Zweifel meine Stelle versehen haben wird.“

„Meine Tochter ist zu Hause, Madame und Sie sind ihr deshalb keinen Dank schuldig . . . Ich hoffe nicht, daß ein Unwohlsein die Schuld Ihres späten Erscheinens war?“

„In meine Abendandacht versunken, hatte ich mich

ganz vergessen," erwiederte die Creolin, und ihr gläuzender Blick ruhte auf dem ernsten Antlitz ihres Gemahls.

Ein bitteres Lächeln schwebte auf den Lippen des Marquis; er verbeugte sich höflich und machte Herrn Alfred Lefebvre des Vallées Platz, welcher seiner Mutter die Aufwartung machen wollte.

Unter der Zeit hatte Xavier Helene seine Hand zum Contre-Tanze angeboten.

„Haben Sie Herrn von Carral nicht gesehen, Alfred?" fragte die Marquisin.

„Auf Ehre, Madame, ich beschäftige mich sehr selten mit Herrn von Carral," antwortete Herr Lefebvre des Vallées. Wie finden sie meine Weste, ist sie nicht äußerst geschmackvoll?"

„Gewiß."

„Sie kömmt nicht aus Staub's Werkstätte, Madame, Sie dürfen mir's auf's Wort glauben . . . Ich habe da wirklich einen kleinen Schneider, den ich heranbilde . . . Der wird's noch weit bringen!"

„Ich glaube es," murmelte die Marquisin zerstreut.

„Sie hören mich ja gar nicht an!" rief Alfred Lefebvre des Vallées aus; „das ist sonderbar!"

„Alfred," begann Frau von Rumbrye wieder, „ich möchte gern Herrn von Carral sprechen, haben Sie die Güte ihn aufzusuchen und zu mir zu schicken."

„Das ist sonderbar!" wiederholte Herr Lefebvre des Vallées, „auf Ehre, sehr sonderbar!"

Und er trug seine Weste, welche nicht aus Staub's Werkstätte kam, unsere Leser dürfen es ihm auf sein Wort glauben, durch alle Säle. Nirgends fand er Herrn von Carral.

„Zum Teufel, wenn meine Mutter nur den Kopf

nicht verliert!" sagte er; „ich will einstweilen ein Kartenspielchen machen."

Der Contre-Tanz nahm seinen Fortgang. Helene und Xavier hatten sich so weit als möglich von Frau von Rumbrye entfernt aufgestellt und schwatzten mit einander ohne irgend eine andere Störung als die Obliegenheit, in den betreffenden Tanzfiguren nicht zu fehlen. Helene hatte Xavier gesagt: „Kommen Sie heute Abend!" aber weder die Eine noch der Andere spielten auf diesen Umstand an: Helene aus Scham, Xavier aus Schüchternheit. Ihre Unterhaltung war eine jener geheimnißvollen Plaudereien, welche, wörtlich wiedergegeben, Lachen erregen, so unbedeutend scheinen sie, von denen aber jedes Wort seine tiefe Bedeutung, jede Beugung der Stimme ihren Reiz, jeder Augenblick des Schweigens sein süßes Glück hat. Es liegt etwas äußerst Zartes und ungemein Liebliches in diesem Gedankenaustausche zweier liebenden Herzen, welcher mit Hilfe derselben Worte bewerkstelligt wird, welche in der gewöhnlichen Sprache meistens einen geregelten, bestimmten und nicht besonders zärtlichen Sinn haben. Die Grammatik erscheint wie umgewandelt; das Lächeln gibt der Rede eine ganz eigene Betonung und nimmt ihr ihre Bedeutungslosigkeit; ein einziger Blick bringt in die gewöhnlichste, herkömmlichste Antwort Feuer und Leidenschaft: die reine Liebe hat auch ihre geheime „Diebssprache."

Aber diese Sprache wird nicht gelernt, und an dem Tage, wo man sie vergißt, liebt man nicht mehr; der Greis der sie nicht gekannt, wird sie nie mehr verstehen lernen. Es ist eine auserlesene Sprache, welche nur das Herz versteht und spricht; eine Sprache, deren

ganze geheimnißvolle Syntax uns der erste Blick erschließt und offenbart, der unsere Seele entflammte; eine Sprache, wo jedes Wort Glück sagen will; eine Sprache endlich, welche Viele nur ein einziges Mal in ihrem Leben sprechen, und welche Alle ihr Lebenlang sprechen möchten.

Helene und Xavier grübelten nicht über ihre Liebe nach. Helene namentlich ließ sich über den sanften Abhang ihrer reinen und natürlichen Zärtlichkeit hinabgleiten, ohne nachzudenken, ohne einen bestimmten Zweck zu verfolgen; aber auch ohne Gewissensbisse und ohne Furcht. Sie liebte den Mann, welchen ihr Vater hochachtete, den Mann, welchen Herr von Rumbrye oft und gerne seinen Retter nannte, und wer weiß, — der Widerspruchsgeist hat sein Plätzchen auch in den reinsten Herzen — vielleicht auch ein wenig den Mann, den die Frau Marquisin haßte. Was Xavier anbelangt, so liebte er, und dieß war Alles. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, jeder seiner Träume war ein Lächeln, und die Erinnerung an einen Ball machte ihn auf mehrere Tage glücklich.

Bei der letzten Figur erst erinnerte sich Helene, daß sie Xavier Etwas zu sagen habe. Sie warf einen scheuen Blick auf ihre Umgebung, um sich zu überzeugen, daß kein Neugieriger sie störe, und nahm eine ziemlich ernste Miene an.

„Herr Xavier," lispelte sie ganz leise, „ich habe Sie gebeten, heute Abend zu kommen."

„Wenn Sie wüßten, wie glücklich mich dieses Wort gemacht hat!..." begann Xavier in leidenschaftlichem Tone.

„Lassen Sie mich ausreden," nahm das junge Mädchen wieder das Wort; „jetzt, da ich darüber nachdenke, glaube ich, daß ich Unrecht gehabt habe. Ich

wollte Sie bitten, gegen eine Person auf der Hut zu sein ... aber ich habe keine Gewißheit ... jedenfalls, Herr Xavier, seien Sie vorsichtig!"

„Seltsam! auch Carral hat mir gesagt daß ich einen Feind habe."

„Herr von Carral? ... und hat er Ihnen denselben nicht genannt? ..."

„Nein, er wollte nicht."

„Nun, Herr Xavier," sagte das junge Mädchen zaudernd, „so will ich Ihnen denselben nennen .... Trauen Sie der Frau von Rumbrye nicht."

Kaum hatte sie diesen Namen ausgesprochen, als sie sich auf der Schulter leicht berührt fühlte. Sie wandte sich um und fuhr zusammen. Die Marquisin stand hinter ihr.

„Mein Kind, sagte sie: mit zärtlicher Freundlichkeit, Sie versäumen die Figur."

Helene trat verwirrt und zitternd in die Reihe. Frau von Rumbrye verfolgte sie mit mütterlichem Blicke.

„Wie schön und anmuthig sie ist!" rief sie etwas laut aus, damit sie von Xavier gehört werden konnte.

„Helene täuscht sich," sagte dieser zu sich selbst, und trat nun auch in die Reihe.

Jetzt wurde das Auge der Marquisin finster.

„Ich bin errathen," dachte sie! „Sie muß ihn sehr lieben, um so über ihn zu wachen! ... und dieser elende Jonquille kommt nicht! ..."

Xavier führte Helene wieder an ihren Platz und stellte sich in einer Ecke auf, von wo aus er sie beobachten und ruhig abwarten konnte, bis die Schicklichkeit es ihm erlaubte, Helene auf's Neue einzuladen. Helene war weniger glücklich; sie wurde genöthigt, Alfred's des

Vallées Hand anzunehmen, welcher ihr mit den ungestümsten Complimenten zusetzte und sie auf seine Ehre versicherte, daß seine Weste nicht aus Staub's Werkstätte komme.

Gegen zwei Uhr Morgens erschien endlich Carral unter der Thüre des Hôtels. Er war bleich und angegriffen. Als er hereintrat, schlug er die Augen nieder; er wagte nicht, seinen Freunden in's Angesicht zu sehen, so sehr fürchtete er sich, mit höhnischem Lächeln empfangen zu werden. ..Er wußte, daß die Marquisin nicht die Frau war, die leicht leere Drohungen machte.

Als er sich aber wie gewöhnlich aufgenommen sah, wurde seine Brust von einem zermalmenden Gewichte erleichtert. Er gewann daher bald einen Theil seiner Fassung wieder und schlich sich in eine Fenstervertiefung, in der Hoffnung hier den Blicken der Marquisin zu entgehen.

„Ich will beobachten, vielleicht wagt sie es nicht . . . Erst wenn sie spricht werde ich mich zeigen."

Herr von Carral täuschte sich. Frau von Rumbrye hatte ohne Unterlaß auf ihn gewartet und die Eintrittsthüre in den Saal auch nicht einen Augenblick außer Acht gelassen. Sie hatte ihn daher sogleich bemerkt und sich alsbald zurückgezogen, da sie nun ihres Sieges gewiß war. Vielleicht hätte sie nicht gesprochen, wenn er nicht gekommen wäre.

Allmälig ließ die Tanzlust nach und bereits hatte sich ein ziemlich großer Kreis um die Gebieterin des Hauses gebildet. Die Zeit des Abendessens nahete. Frau von Rumbrye war heute die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit selbst; die schönen Worte und geistreichen Bemerkungen wollten ihr nicht ausgehen, und zwei

sechszigjährige Akademiker hatten sie bereits mehreremale mit Madame du Deffant *) verglichen.

Ein Diener kündigte die Abendmahlzeit an. Die Marquisin nahm mit reizender Nachlässigkeit Xavier's Arm und führte ihn zu der Gallerie, woselbst die Tafel aufgestellt war. Als sie an der Fenstervertiefung vorüber kam, in welcher sich Carral verborgen hielt, fing sie laut zu lachen an, wie wenn eine plötzliche Erinnerung in ihr aufgetaucht wäre und diese lebhafte Heiterkeit veranlaßt hätte.

„Herr Xavier," sagte sie mit lauter Stimme, „kennen Sie die Geschichte eines gewissen Jonquille?"

Xavier antwortete verneinend. Carral fühlte einen stechenden Schmerz im Herzen, der Athem drohte ihm auszugehen.

„Und Sie, meine Herren?" fuhr Frau von Rumbrye fort, indem sie sich an diejenigen wandte, welche ihr folgten.

„Jonquille!" wiederholte der Marquis, „das ist ein seltsamer Name!"

„Das ist ein sehr gewöhnlicher Name unter den Mulatten, mein Herr."

„Auf Ehre, das wird drollig werden," sagte Lefebvre des Vallées.

„Erinnern Sie mich gefälligst daran, der Gesellschaft diese Geschichte vorzutragen," bat Frau von Rumbrye, indem sie sich wiederholt an Xavier wandte.

Der junge Mann verbeugte sich. Die Menge zerstreute sich langsam.

---

*) Eine geistreiche, französische Schriftstellerin aus dem achtzehnten Jahrhundert. Anm. d. Uebers.

Als Niemand mehr zu sehen war, schlich Carral aus seinem Versteck hervor. Sein Angesicht war fürchterlich anzusehen.

„Sie wußte, daß ich da war," rief er zähnefletschend aus. „Sie spielt mit meinen Qualen! ... und ihn ... ihn! ... hat sie dazu auserkoren, diese Erzählung hervorzurufen."

Er suchte seine Züge so gut als möglich wieder in ruhigere Fassung zu bringen und betrat nun ebenfalls die Gallerie.

Um eine längliche mit Gerichten besetzte Tafel zog sich ein glänzender, von Gold, Diamanten und Seide strahlender Kranz von Frauen. Hinter ihnen standen die Männer, welche sie bedienten oder selbst aßen, je nach Geschmack und Neigung. Herr Alfred Lefebvre des Vallées aß zum großen Schaden seiner äußerst geschmackvollen Weste, deren Nähte krachten und zu zerspringen drohten.

Es war wirklich ein feenhaftes Schauspiel. Die glänzenden Tafel-Aufsätze, welche allerhand seltsame Formen blicken ließen, warfen das Licht der Kronleuchter in gebrochenen Strahlen farbig wieder zurück, und die weißen lebhaft beleuchteten Gesichter der Damen nahmen von all diesem Glanze eine künstliche, aber blendende Frische an.

Es versteht sich von selbst, daß Carral nicht in der Laune war, diesen Anblick zu bewundern. Da er es aber unter seiner Würde hielt, sich ferner zu verbergen, näherte er sich dreist der Marquisin.

„Glauben Sie mir's auf's Wort, Madame, sagte Herr Alfred des Vallées, „hier ist Herr von Carral, welchen ich den ganzen Abend umsonst aufgesucht habe!"

„Wirklich?" rief Frau von Rumbrye aus, indem

sie sich an den neu Angekommenen wandte; „es ist ja ein ganzes Jahrhundert, daß ich nicht mehr das Vergnügen gehabt habe, Sie zu sehen!"

Carral grüßte stillschweigend.

„Aber Sie sehen recht leidend aus," nahm die Marquisin mit unbarmherziger Ungezwungenheit wieder das Wort; „sind Sie krank gewesen?"

„Ich bin in der That etwas leidend," antwortete Carral.

„Der Teufel soll mich holen, wenn er nicht aussieht, wie ein dem Grab Entstiegener," brummte Alfred Lefebvre des Vallées, den seine Weste drückte und der überhaupt übler Laune war.

Frau von Rumbrye stieß ihren Lehnsessel auf die Seite.

„Einen Stuhl dem Herrn von Carral!" gebot sie mit einem kaum bemerkbaren Hohn, dessen verwundende Pfeile nur er bemerken und fühlen konnte; „setzen Sie sich neben mich," fuhr sie fort; „den Kranken und den Damen ist man dieselben Rücksichten schuldig."

Carral gehorchte mechanisch, setzte sich und blieb unbeweglich.

Die durch diesen Vorfall auf einen Augenblick unterbrochene Unterhaltung wurde bald wieder allgemein.

„Die Frau Marquisin," sagte Xavier nach einiger Zeit, „hat mich beauftragt, ihr ein Versprechen in's Gedächtniß zurückzurufen, welches sie uns zu machen die Güte hatte .... Die Geschichte eines gewissen Jonquille ..."

„Beim Nachtisch!" unterbrach die Frau von Rumbrye, indem sie Carral mit dem Blick zu fragen schien.

Dieser aber rührte sich nicht, seine Gesichtsmuskeln schienen von Erz zu sein.

„Auf Ehre, Madame," rief Herr Alfred Lefebvre des Vallées aus, „das heißt unsere Geduld mißbrauchen!"

„Unverzeihlich von Ihnen, die Sie so gut zu erzählen wissen," sagte eine Gräfin.

„Und auf eine so äußerst ergötzende Weise!" unterstützten mehrere Barone.

Die Marquisin zögerte einen Augenblick und sah sich während dieser Zögerung langsam nach Carral um, der ihr fest in's Gesicht schaute.

Frau von Rumbrye hielt diesen Blick für eine Herausforderung, und da die ganze Versammlung fortfuhr, in sie zu dringen, rief sie endlich ein grausames Lächeln auf ihre Lippen und sagte:

„Man würde mir es wenig Dank wissen, noch länger zu zögern, darum hören Sie die Geschichte des Mulatten Jonquille."

„Seien Sie um Gottes Willen stille!" rief ihr Carral mit herzzerreißender Stimme zu.

„Zu San Domingo lebte," begann die Marquisin, ohne im Mindesten gerührt zu werden, „ein Mulatte Namens Jonquille. Er war der Sohn einer Negerin mit Namen Pasiphaë und eines weißen Bedienten . . ."

„Genug," röchelte Carral, „ich will ihn zu Grunde richten, ich will ihn tödten, wenn es nöthig ist!"

Die Marquisin fuhr in ihrer Erzählung fort, aber nicht ohne vorher auf des Mulatten Bitte mit einem bezeichnenden Blicke geantwortet zu haben.

Der Bund zwischen ihnen war auf's Neue geschlossen und fester als je.

Dieser Vertrag hinderte indessen Frau von Rumbrye nicht, Carral's Geschichte mit allen ihren Einzelheiten zu erzählen. Sie hatte angefangen, sie konnte jetzt

unmöglich abbrechen. Sie änderte daher nur den Namen des Helden; damit aber diese Veränderung ihre Macht über den Mulatten nicht schmälere, traf sie Sorge, ihr Publicum davon in Kenntniß zu setzen, indem sie zum Schlusse noch beifügte:

„Die Meisten unter Ihnen, meine Herrn und Damen kennen mehr oder weniger diese possierliche Person. Ich will heute deren Namen verschweigen, dürfte mich aber vielleicht später einmal weniger verschwiegen zeigen."

Nachdem sich Carral der Furcht, sich entlarvt zu sehen, entledigt fühlte, nahm er auch sogleich wieder seinen unverschämten Charakter an. Wir wollen nicht sagen, daß, während er seine eigene Geschichte auf eine solch komische, mit beißendem Spotte ausgeschmückte Weise erzählen hörte, sein Zorn nicht mehr als einmal hell aufgelodert wäre, er hatte jedoch seiner Aufregung vollkommen Herr zu werden gewußt. Jetzt aber, nachdem dieselbe beendigt war, war er der Erste, der darauf bestand, den Namen des frechen Mulatten zu erfahren, der die Dreistigkeit gehabt habe, sich für einen Edelmann auszugeben. Nur Herr Alfred Lefebvre des Vallées schrie noch lauter als er.

„Mein Ehrenwort," sagte dieser junge Herr, „ich gäbe fünfzig Louisd'or, wenn ich den Namen dieses erbärmlichen Wichts erfahren könnte!"

Die Marquisin blieb indessen unerschütterlich und kam bei dieser Gelegenheit noch überdieß in den vortheilhaften Ruf, eine Beobachterin strenger Verschwiegenheit zu sein.

Als sie die Tafel verließ, nahm sie Carral's Arm.

„Ihr seid ein eigensinniger Narr," sagte sie, „und ich hoffe, daß Ihr mir Dank wissen werdet, Euch nicht gestraft zu haben."

„Ich danke Ihnen, Gebieterin," erwiederte Carral.

„Nehmt Euch in Zukunft in Acht! ... Ihr habt mir jetzt blindlings zu gehorchen; Ihr kennt ohne Zweifel einige dieser Häuser? ..."

„Ich kenne deren mehrere."

„Wählet das verdächtigste, das besuchteste."

„Ich werde es thun."

„Ueberhaupt vergeßt nicht, die einleitenden Schritte zu thun."

„Ich werde Nichts vergessen."

Die Marquisin schlug zufällig die Augen auf. Ihr Blick fiel auf eine Quadrille, an der Helene und Xavier Antheil nahmen. Sie schwatzten leise mit einander, aber die Liebe sprach laut und verständlich aus ihren Augen.

„Blicket dorthin," fuhr Frau von Rumbrye fort; „die Zeit drängt ... Bis wann werden meine Befehle vollzogen sein?"

„Bis morgen, denke ich.

Die Marquisin konnte eine Bewegung der Freude nicht unterdrücken.

Schon vom Beginn dieser Scene an hatte Herr von Rumbrye Beide nicht aus dem Auge verloren, und als die Marquisin beim Abschiede Carral mit einem äußerst gemessenen höflichen Gruße entließ, welchen dieser durch eine achtungsvolle Verbeugung erwiederte, schüttelte er den Kopf.

„Die Beiden haben ein Geheimniß mit einander!" sagte er zu sich; „bei Tische habe ich auf der einen Seite einen bittenden, auf der andern Seite einen drohenden Blick bemerkt .... Es war ein Tag der Schande und des Unglücks, an welchem diese Frau unter Rumbrye's Dach einzog."

Fünftes Capitel.

Die Creolin.

Im Jahr 1792 lebte in der Cap-Stadt (San Domingo) eine sechszehnjährige junge Waise, die Florence Angèle des Vallées hieß. Sie war nicht nur das schönste Mädchen, sondern auch die reichste Erbin der Colonie. Man schlug ihr Vermögen auf mindestens zehn Millionen Livres an. Wenn man von ihr sprach, geschah es mit der Liebe und Achtung, mit der man von einem Engel spricht; denn sie war eben so rein als schön, wenigstens glaubte man es.

Ein alter Einwohner der Stadt von nicht allzugroßem Verstande, aber strenger Rechtlichkeit, ein sehr ernster Mann, jedoch großer, etwas allzu pedantischer Freund eines geordneten, geregelten Lebens, war ihr Vormund, der sie unablässig bewachte, und ihr gar keine Freiheit ließ. Florence wußte in einem Alter, wo junge Mädchen, und namentlich die Creolinnen, sich bereits leidenschaftlich dem Vergnügen hingeben, von der Welt so gut wie nichts; ihr Leben floß einsam und traurig im Hause des Herrn Duvivier, ihres Vormunds, dahin.

Zu Anfang desselben Jahres hatte Herr von Duvivier seinen ersten Handlungsdiener entlassen und dessen Stelle mit einem Engländer besetzt, dessen Namen uns entfallen ist. Dieser Engländer war eine jener zähen, kalten und steifen Naturen, von blasser Gesichtsfarbe und flachem weißlichem Haare, welche Großbrittanien

im Ueberfluß erzeugt. Sein Herz war eben so eiskalt, wie sein Gesicht; es war ein tiefer Abgrund von Egoismus und unermüdlicher Berechnung.

Kurze Zeit nach seinem Eintritte in das Haus des Herrn Duvivier zeigten sich in Florence's Charakter bemerkenswerthe Veränderungen. Sie war bis daher sanft, geduldig, zurückhaltend gewesen; diese Eigenschaften verschwanden jetzt ganz und gar. Ihre wahre Natur brach sich mit einer gewissen Heftigkeit Bahn; sie wurde herrschsüchtig und jähzornig, und lehnte sich zum Oeftern gegen den Willen ihres Vormunds auf. Da aber ihre Bestrebungen an Herrn Duvivier's hartnäckiger Festigkeit entschlossenen Widerstand fanden, legte sie sich von nun an auf die Heuchelei, und begann zu täuschen.

Es ist sicher, daß, wenn eine solche Veränderung in so kurzer Zeit vor sich gehen konnte, das Herz der Creolin zum Voraus verdorben und zum Bösen geneigt gewesen sein mußte; eben so gewiß aber ist, daß irgend ein äußerer Umstand die Entwicklung dieser schlimmen Keime beschleunigt haben mußte. Es war auch so. Der Engländer hatte mit jener kalten und leidenschaftslosen sittlichen Verdorbenheit, die nur in einer englischen Seele herrschen kann, Florence mit Netzen umstrickt, alle etwaigen guten Früchte ihrer Erziehung vernichtet und sie verdorben, um sie dadurch eher seiner würdig, zur Seinigen zu machen.

Das junge Mädchen hatte sich in dieses neue Leben mit leidenschaftlichem Ungestüm gestürzt und ihr hitziges Temperament war zu derselben Zeit in all seiner Heftigkeit erwacht, wo bereits jeder Funke von Scham und Tugend in ihrer Seele erstickt war.

Der erste Handlungsdiener freute sich im Stillen seines Sieges. Er betrachtete sich schon als Gebieter und Herr der reichsten Erbin der Insel.

Zu jener Zeit herrschte eine dumpfe Gährung unter den Schwarzen. Die Colonisten hatten schon mehr als ein Mal ihre desfallsigen Befürchtungen laut werden lassen und mehrere der Hellsehendsten unter ihnen argwöhnten, daß England verrätherischer Weise das Feuer des Aufstandes schüre. Die Regierung des Caps bat das Mutterland um Beistand und hatte die benachbarten Colonieen vorläufig um Hilfe angerufen. Guadeloupe sandte eine Abtheilung Infanterie unter den Befehlen des Lieutenants Lefebvre.

Dieser Lieutenant Lefebvre war ein Mann von großen Hoffnungen. Seine Gegenwart hielt auf einen Augenblick die Rebellen im Zaume.

Er hatte von Guadeloupe einen schwarzen Diener mitgebracht, den er freigemacht hatte und dessen außerordentliche Anhänglichkeit an seine Person er oft rühmte. Dieser Neger, welcher Neptun hieß, verließ ihn nie, ja er folgte ihm sogar auf das Schlachtfeld.

Die Gährung unter den Schwarzen dauerte indessen fort. Emissäre liefen in allen Pflanzungen umher, theilten Geld und Branntwein aus, gingen in jede Hütte und predigten den Aufruhr. Zu verschiedenen Malen wurden Mehrere dieser schmutzigen Agenten aufgegriffen; Alle waren Engländer.

Dieser Umstand erweckte in Herrn Duvivier einigen Verdacht. Er ließ seinen ersten Handlungsdiener genau beobachten und erlangte bald die Gewißheit, daß derselbe wirklich ein Verräther war. Ohne ihm weiter den Proceß zu machen, schiffte er denselben auf einer Schaluppe ein, und ließ ihn auf einer der englischen

Antillen an's Land setzen. Es war dieß zur damaligen Zeit und unter besagten Umständen noch eine großmüthige Handlung.

Herr Duvivier sollte aber bald Ursache bekommen, dieselbe zu bereuen.

Bei der Nachricht von der Vertreibung des Handlungsdieners brach Florence Angèle in einen lauten, mit Zorn vermischten Schmerz aus; unter Thränen gestand sie, daß dieser Mann ihr Geliebter gewesen und daß sie unter ihrem Herzen die Frucht ihrer Verbindung trage. Sie gestand dieß offen ohne Scham und Reue zu. Die Vorwürfe ihres Vormunds erwiederte sie erst mit hochmüthigem Stillschweigen, dann aber kündigte sie ihm ihre Absicht an, sein Haus auf der Stelle und für immer zu verlassen.

Herr Duvivier, der nur seinem gerechten Zorn Gehör schenkte, ließ sie gewähren und überließ seine Mündel ihrem Schicksale.

Von jetzt an begann für Florence ein neues Leben. Reich, wie sie war, und voll von den schlechten Grundsätzen ihres niederträchtigen Lehrers, besaß sie mit siebzehn Jahren schon die Kraft, der öffentlichen Meinung zu trotzen. Ihr Haus wurde der Versammlungsort aller Abenteurer, die in der Regel auf den Colonieen wie Pilze emporschießen und gedeihen. Sie trug eine übermüthige Verschwendung und Pracht zur Schau, ließ allen ihren lasterhaften Neigungen die Zügel schießen und zog die allgemeine Verachtung auf sich.

Der Engländer war bald vergessen; seine eigenen Grundsätze hatten am meisten dazu beigetragen, ihn aus ihrem Gedächtniß zu verdrängen. Er hatte in dem Herzen des jungen Mädchens zwei Götzen großgezogen:

die Selbstsucht und die Wollust. Für diese beiden Leidenschaften existirt der Abwesende nicht.

Nach Verfluß einiger Monate gebar Florence ein Kind männlichen Geschlechtes. Dieses Ereigniß unterbrach kaum ihre Feste. Doch muß man gestehen, daß sich in ihr auf der Stelle eine zärtliche Anhänglichkeit für den jungen Alfred zu regen begann. Er war der Sohn des Engländers, und dieser Engländer sollte der einzige Mann sein und bleiben, für welchen Florence ein der Liebe annäherndes Gefühl empfand. Ihre andern flüchtigen Neigungen waren heftig und ungestüm emporlodernde, vorübergehende Launen; nie liebte sie in dem Sinne, welchen Seelen diesem Worte beilegen, die auch nur einige Züge von Edelmuth in sich tragen.

Aber sie wurde geliebt, treu und leidenschaftlich geliebt! Sie war ja auch so wunderschön!

Der General Leclerc war mit französischen Truppen auf San Domingo gelandet. Eine seiner ersten Handlungen war, den Lieutenant Lefebvre, dessen muthiges und entschlossenes Benehmen die Sicherheit der Stadt schon lange aufrecht erhalten hatte, zum Hauptmann zu ernennen. Angelegentlichst bemüht, sich dieser Ehre würdig zu zeigen, verdoppelte der neue Hauptmann seinen Eifer. Oft drang er mit seinem Neger Neptun ganz allein in die ausgedehnten Zucker- und Kaffee-Pflanzungen, welche die Capstadt umgeben; oft sogar wagte er sich auf die Berge, um die Stellungen der aufrührerischen Schwarzen kennen zu lernen. Diese waren vollständig und regelmäßig organisirt. Ihre Streitkräfte waren groß, ihre Kriegführung ebenso grausam als gefährlich. Mehr als einmal verdankte der Hauptmann Lefebvre, wenn er in einen Hinterhalt

gelockt worden war, nur der bewundernswürdigen Kraft und unerschrockenen Treue seines schwarzen Dieners sein Leben.

Der Letztere war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, von großer und festgebauter Gestalt und Zügen, die so regelmäßig waren, als die eines Negers nur immer sein können. Uebrigens unterschied sich seine Physiognomie bemerkenswerth von der seiner Landsleute; der Totalausdruck seiner Züge kündigte Offenheit, Ergebenheit und eine große Willenskraft an.

Diese letztere Eigenschaft hinderte ihn aber nicht, der gehorsamste aller Diener zu sein. Sein Herr hatte ihn befreit, und von diesem Tage an war er erst wirklich sein Sclave geworden. Seit dieser Zeit weihte er dem Hauptmann Lefebvre eine unbegrenzte Anhänglichkeit, und was auch immer die Befehle desselben gewesen sein mochten, er führte sie mit der Pünktlichkeit eines Automaten aus. Ueber diese Befehle zu rechten, hätte er für einen Wahnsinn gehalten, sie zu vergessen, hätte ihm ein Verbrechen geschienen.

Trotz dieser gänzlichen Verleugnung seiner selbst, trotz dieser unbedingten, blinden Ergebenheit war Neptun stolz, sehr stolz darauf, frei zu sein. Jene gutmüthige Naivität voll gesunden Menschenverstands, welche Leuten dieser Menschenrace eigen ist, lehrte ihn, daß, von einem Rechte keinen Gebrauch machen, noch nicht dasselbe aufgeben heiße. Er ergötzte sich oft an dem Gedanken, daß von dem Tage an, wo er es *wollte*, jede Fessel aufhören würde, obgleich er fest entschlossen war, diese Fesseln nie zu brechen, weil er sonst seinen guten Herrn hätte verlassen müssen.

Diese Anhänglichkeit war indessen eine gegenseitige. Der Hauptmann Lefebvre setzte in seinen Neger Neptun

das ausschließlichste, gänzlichste Vertrauen; er hätte ihm ohne Furcht seinen theuersten Schatz in Verwahrung gegeben.

Und doch verbarg er ihm ein Geheimniß. Der Capitain Lefebvre liebte Florence des Vallées. Jeden Abend schlich er im Geheimen zu ihr. Das erste Mal hatte ihm der Neger folgen wollen, aber auf den ausdrücklichen Befehl des Hauptmanns auf sein Vorhaben verzichten müssen. Neptun war keiner jener sogenannten treuen Diener nach Art der europäischen Bedienten, welche ihrem Herrn oft wider deren Willen dienen. Der Wille des Hauptmanns war für ihn ein Gesetz, ein religiöses Gebot. Was er sagte, that Neptun mit einer Unbedingtheit, die es zweifelhaft gemacht hätte, ob, wenn der Hauptmann zu ihm gesagt hätte: Tödte mich, sein langes Negermesser ruhig in der Scheide geblieben wäre.

In der ganzen Cap-Stadt war der Hauptmann Lefebvre vielleicht der Einzige, der Florence's lasterhaftes Betragen nicht kannte. Er hielt sie für rein. Florence, für welche er der Gegenstand einer ihrer glühenden, aber vorübergehenden verliebten Launen geworden war, breitete ihre zauberhafte Schönheit wie einen undurchdringlichen Schleier zwischen ihm und der Wahrheit aus. Der Hauptmann war überdieß leicht zu täuschen Ausschließlich getheilt in die Sorgen seines militärischen Dienstes und in die stillen Genüsse seiner Liebe, sah er in der ganzen Cap-Stadt Niemand als Florence, und Florence wußte, wenn sie wollte, sich mit dem Heiligenschein engelgleicher Schamhaftigkeit zu bekleiden. Eine bürgerliche Ehe war doppelt unmöglich zwischen den beiden Liebenden; das junge Mädchen war noch minderjährig,

und der Hauptmann konnte unter den dringenden Verhältnissen, in denen er sich befand, die Genehmigung seiner Obern unmöglich einholen. Ein Priester verband sie im Geheimen.

Es versteht sich, daß Florence Angèle ihrem neuen Gemahl das Dasein des Kindes des Engländers verborgen hielt. Daher empfand auch der Hauptmann, als sie zum zweitenmale Mutter wurde, eine ungetrübte Freude, und seine Liebe wurde durch die Geburt eines Sohnes wo möglich noch größer und inniger; Florence dagegen wurde traurig, ihre verliebte Laune hatte ihr Ende erreicht. Sie gedachte des kleinen Alfred, welcher fern von ihr aufwuchs, und empfand nur noch Gleichgiltigkeit für ihr zweites Kind und Ueberdruß an dessen Vater.

Die Geburt hatte in dem Augenblick stattgefunden, als der Bürgerkrieg die ganze Insel in Feuer und Flammen gesetzt hatte. Die aufrührerischen Neger begannen die Oberhand zu gewinnen. In der Cap-Stadt, welche zweimal den Aufrührern in die Hände gefallen war, herrschte gänzliche Gesetzlosigkeit. Alles, was der Hauptmann thun konnte, war die kirchliche Bestätigung der Geburt seines Sohnes, eine Sitte, welche in einigen Gegenden noch gesetzlichen Werth hatte. Die Acte darüber wurde von demselben Priester ausgefertigt, welcher ihre Ehe eingesegnet hatte. Dieselben Zeugen unterzeichneten auch diese zweite Urkunde.

Diese Letzteren bestanden aus einem Diener seiner Gattin und einem Mulatten mit Namen Jonquille, welchen sie befreit hatte, um ihn zu obigem Zwecke verwenden zu können. Der Hauptmann behielt ein Duplicat der Urkunde und ließ das Kind zu einer Amme außerhalb

der Stadt auf eine neutrale Pflanzung bringen, welche von befreiten Negern verwaltet wurde.

Einige Tage nachher empfing der Hauptmann, während er im Felde stand, durch einen Boten einen Brief von seiner Frau folgenden Inhalts:

„Mein Herr!

„Ich habe Sie zu lieben geglaubt, ich habe mich getäuscht. Dieß ist ein Unglück. Wir werden uns nie mehr sehen. Ich habe vergessen, Sie wissen zu lassen, daß ich selbst einen Sohn besitze, der nicht Ihnen gehört, einen Sohn, welchen ich liebe, weil sein Vater der einzige Mann ist, den ich geliebt habe. Ich nehme dieses Kind mit mir, und lasse Ihnen das Ihrige."

„Die Urkunde über unsere Trauung werde ich indessen aufbewahren; sie wird meinem Sohn in Zukunft noch Dienste leisten können. Der Ihrige hat nichts nöthig, als Sie selbst."

„Geben Sie sich keine Mühe, mir zu folgen. Ich will eine Trennung zwischen uns, und mein Wille ist unwiderruflich. Niemand wird mir deßhalb böse sein. Dieß ist einmal so meine Natur. Leben Sie wohl!

Florence Angèle."

Der Hauptmann glaubte der Spielball eines wüsten, unheimlichen Traumes zu sein. Drei- oder viermal las er das räthselhafte, ungewöhnliche Schreiben durch, das ihn beinahe wahnsinnig machte.

Diese nichtswürdige kalte Schamlosigkeit bestürzte ihn um so mehr, als er für seine Frau bisher eben so viel Liebe als Achtung empfunden hatte.

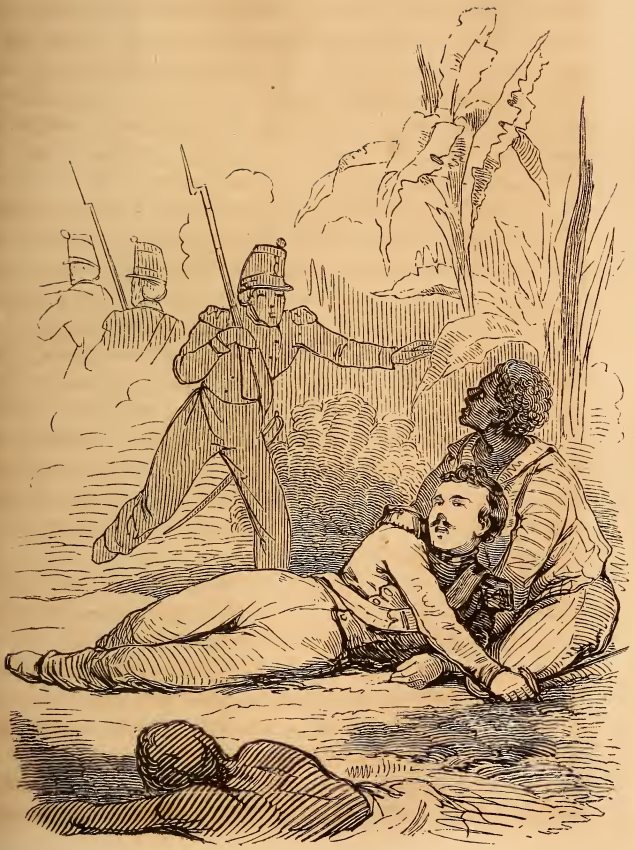
Anfangs wollte er Alles verlassen und Florence nacheilen, wäre es auch nur, um sich zu rächen, gewesen.

Allein eine tiefe Verachtung folgte seinem Zorn, der Verachtung aber auf dem Fuße die Verzweiflung. Sein Leben war von nun an gebrochen, denn auf diesem Weibe ruhte das ganze Gebäude seiner Hoffnungen und seines Glücks. Die Zeit, welche er an ihrer Seite zugebracht, kam ihm wie ein Traum voll süßer Wonne vor, dessen Erwachen nun um so grausamer und bitterer war. Einen Augenblick ging er mit dem Gedanken an einen Selbstmord um; aber er war ja Vater und beschloß als solcher für sein Kind fortzuleben.

Es sollte aber nicht so kommen; die Kugel eines aufrührerischen Negers versah die Stelle des selbstmörderischen Bleis. Drei oder vier Tage nach dem Empfang des unheilvollen Briefes wurde sein Detachement an den Ufern des Großen Flußes von den Aufrührern angegriffen.

Der Hauptmann kämpfte nach seiner Gewohnheit tapfer, wurde aber in demselben Augenblicke, als er sich auf die schon halb besiegten Negerschaaren stürzen wollte, von einer feindlichen Kugel in die Brust getroffen, die ihn todt in die Arme seines treuen Dieners niederstreckte. Sein letzter Gedanke hatte sich mit seinem Sohne beschäftigt, der armen Waise, welche sein Tod ohne Stütze auf der Erde zurückließ.

Frau Florence Angèle Lefebvre des Vallées aber packte, nachdem sie mit ihrer hübschen Hand das zärtliche Liebesbriefchen geschrieben, welches wir unsern Lesern eben vorgelegt haben, ihre Diamanten zusammen, versah sich mit einer hübschen Summe Geldes, und erreichte in kurzer Zeit eine der englischen Antillen, von wo aus sie eiligst nach London abreiste. Hier erfuhr sie durch französische Zeitungen den Tod ihres Gemahls. Diese Nachricht lockte ein Lächeln auf ihre rosige Lippe. Sie



war frei, von nun an ganz frei, und ihr Sohn bekam einen Namen, den ihm Niemand streitig machen konnte. War sie nicht die Wittwe des Hauptmanns Lefebvre?

Einige Zeit nachher erhielt sie eine andere minder angenehme Nachricht. Es war der Bericht über den Sieg der Schwarzen auf San Domingo und die Verjagung der Franzosen. Florence Angèle hatte ihr ganzes Vermögen verloren.

Aber sie war jung, wunderbar schön, und lebte mit dem Reste ihrer Mittel auf einem großen Fuße. Zwei oder drei Dutzend wohlbegüterter Gentlemen hatten sich bereits vor ihren Triumphwagen gespannt und es gelang ihr binnen Kurzem, indem sie das Gift der Grundsätze, welche ihr durch einen Engländer eingeprägt worden waren, auf dessen eigenes Vaterland überpflanzte, eine namhafte Anzahl höchst angesehener Mitglieder des Parlaments zu Grunde zu richten, nicht zu gedenken des Bankerots einiger größeren Handlungshäuser, der nebenbei durch sie herbeigeführt worden war. Hierauf würdigte sie, nachdem sie dieses äußerlich glänzenden, im Grunde aber höchst elenden Lebens müde war, einen jungen Lord, ihr die Hand reichen zu dürfen, der dadurch der Glücklichste und Ruhmvollste aller Sterblichen geworden zu sein glaubte. So geht's in London zu. Von dem Schlafzimmer einer Buhlerin bis zum gesetzlichen Ehebette eines Pairs ist dort nur ein Schritt.

Unter der Zeit wurde der junge Alfred des Vallées ein langer, schmächtiger Knabe, der sich an der Seite seiner Mutter auf den weichen Kissen der Wägen des Lords recht hübsch ausnahm. Er wußte nichts, wollte aber auch nichts lernen, was zu der nicht unbegründeten Vermuthung Anlaß gab, derselbe werde einst ein recht achtungswerther Dandy werden.

Der Mulatte Jonquille war seiner Gebieterin gefolgt. Doppelt frei geworden, einmal durch seine Freilassung, zum Andern durch seine Anwesenheit in England, fiel er eines Tags auf eine unglückliche Idee, welche ihn auf's Neue zum Sclaven machte und ihm als Ersatz dafür nichts weiter als die lächerliche Erlaubniß bot, sich von nun an mit dem Namen Juan von Carral brüsten und Jedermann glauben machen zu dürfen, daß er ein Andalusier und ein eben so reiner Hidalgo sey, als der König von Spanien selbst.

In dieser Umgebung brachte Florenze Angelika die letzten Jahre der französischen Republik zu.

Sie stand an der Spitze der brittischen Mode, denn ihre Bälle verdunkelten selbst die der berühmten Almack. Lord Cornbury, welcher die Hälfte der Grafschaft Norfolk sein Besitzthum nannte, hätte seine zwanzig und etliche Schlösser um ein Lächeln von ihr gegeben; so sehr liebte sie der gute Herr, der ihr zu Liebe beim Mittagstische selten mehr als drei Pfund Rostbeef verzehrte. Diese außergewöhnlichen Fasten, vielleicht auch der verhängnißvolle Einfluß, welcher der Creolin eigen zu sein schien, waren Schuld, daß Seine Herrlichkeit Lord John Cornbury, Besitzer der Grafschaft Norfolk, in der Blüthe seiner Jahre starb. Man begrub ihn auf seinen Gütern, und seine edlen Freunde tranken unter Lobeserhebungen der äußerst liebenswürdigen Eigenschaften des Verstorbenen, mehrere Flaschen Rhum auf das Heil seiner Seele. Florence Angèle war also zum zweitenmal Wittwe. Wir wollen gerade nicht sagen, daß sie ihren Mann sehr beweint hätte, aber aufrichtige Thränen kostete sie der Verlust der herrlichen Ländereien, welche sich mit der Pairie auf einen andern Lord Cornbury, der im vierundzwanzigsten

Grade mit dem Verblichenen verwandt gewesen, vererbten. Florence verwünschte aus dem Grund ihres Herzens diese Rohheit der englischen Gesetzgebung und schwor, sich nie wieder mit einem Mitgliede dieser ungalanten Nation zu vermählen.

Sie hielt wirklich gewissenhaft ihren Eid.

Es war ums Jahr 1806. Florence hatte das dreißigste Jahr zurückgelegt, aber sie war immer noch dasselbe bezaubernde Weib; man hätte meinen können, die Zeit selbst habe ihre Schönheit, von der auch sie hingerissen worden, achten und schonen wollen. Massen von Freiern drängten sich um sie, baten um ihre Hand und machten tausenderlei übertriebene Streiche und Albernheiten, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Aber Florence blieb unerbittlich. Ihr Plan stand bereits fest.

Seit einigen Monaten hatte sich ein französischer Ausgewanderter, welcher seither in Mitau in Rußland in den Diensten Ludwig's XVIII. gestanden, in London niedergelassen. Dieser Edelmann besaß, trotz der beträchtlichen Verluste, welche er durch die Revolution erlitten, ein für einen Franzosen immerhin noch recht hübsches Vermögen. Für einen Lord freilich wäre dasselbe eine kaum der Rede werthe Kleinigkeit gewesen: er hatte bloß wenige fünfzigtausend Franken monatlich zu verzehren. Es war der Marquis von Rumbrye, ein Wittwer, der nur eine einzige, sechs- bis siebenjährige Tochter besaß.

Der junge Herr Alfred Lefebvre des Vallées stand im Begriff, sein vierzehntes Jahr zurückzulegen, und Florence dachte, Fräulein von Rumbrye könnte mit der Zeit eine recht annehmbare Parthie für ihn werden. Um diese Verbindung in's Werk zu setzen, rechnete sie auf

ihre eigene geistige Ueberlegenheit und Geschäftsgewandtheit, auf den Einfluß, welchen sie über den Marquis zu gewinnen hoffte, auf die verführerischen Eigenschaften des jungen Herrn Alfred des Vallées u. s. w. u. s. w. Unter diesen verschiedenerlei Hoffnungen waren nicht alle unvernünftig. So war zum Beispiel vorauszusehen, daß Herrn von Rumbrye's Zärtlichkeit, welche die Reize der Creolin in hohem Grade erweckt hatten, mit jedem Tage zunehmen werde, und auf der andern Seite hatte die Erfahrung die reizende Wittwe schon zu oft gelehrt, daß ein Mann, und wenn er auch noch so eigensinnig gewesen wäre, ihrer bezaubernden Macht und Herrschaft unmöglich lange widerstehen konnte. Wer aber kann für die Ereignisse der Zukunft stehen?

Anfangs schien Alles nach Florence Angèle's Willen zu gehen. Der Marquis von Rumbrye, der wie gesagt Wittwer war und eine liebenswürdige und tugendhafte Frau aufrichtig betrauerte, hielt die Creolin für würdig, die Stelle der Gefährtin einzunehmen, welche er durch den Tod verloren hatte. Er bot ihr seine Hand an, und sie wurde angenommen.

Während der ersten Monate ihrer Ehe war Florence's Betragen tadellos; sie wußte die Rolle der guten Mutter und Hausfrau vortrefflich zu spielen und nahm sich der Erziehung der jungen Helene mit allem Eifer an. Der Marquis war glücklich; er freute sich jeden Tag mehr über die Wahl, die er getroffen.

Bald aber verdüsterte eine Wolke dieses Glück. Herr von Rumbrye mußte die traurige Erfahrung machen, daß er hintergangen worden war. Florence hatte ihre Maske nicht lange beibehalten können. Sie war und blieb die Schülerin des Engländers auf San Domingo. Nachdem ihr erster Fehler zur Kenntniß des Marquis

gekommen war, stellte sie sich, als ob sie ihn tief bereue, weil sie einsah, daß in der Neigung des Marquis zu ihr zugleich auch die Zukunft ihres Sohnes lag. Herr von Rumbrye verzieh ihr; aber sein Herz blieb verwundet und sein verletzter Stolz zeigte ihm immerdar einen Flecken an dem bis daher makellosen Spiegel seines Wappenschildes. Die Marquisin wurde durch diese anscheinende Milde nur noch kühner gemacht, und glaubte ihren Gemahl als einen jener schwachen Männer betrachten zu dürfen, welche, wenn auch durch eine Beleidigung aufs Tiefste verletzt, durch ein Lächeln wieder besänftigt werden können. Sie täuschte sich, und als sie ihren Irrthum erkannte, war es zu spät, ihr Betragen ungeschehen zu machen. Herr von Rumbrye war von nun an ein ernster und rücksichtsloser Richter. Er liebte sie nicht mehr.

Die Marquisin bereute bitter, durch eine eitle, flüchtige Laune das Gelingen ihres Lieblingsplanes auf's Spiel gesetzt zu haben und versuchte nun, sich an Helene anzuschließen. Aber bei dem jungen Mädchen hätte ihr Plan, selbst wenn Xavier Helenen auch nie auf ihrem Lebensweg begegnet wäre, aus zwei Gründen scheitern müssen. Einmal empfand Fräulein von Rumbrye einen gewissen natürlichen Widerwillen gegen die Frau, welche die Stelle ihrer guten Mutter eingenommen hatte, und zum Andern stellte sich der Marquis, sobald er den Charakter seiner Frau vollständig erkannt hatte, zwischen sie und seine Tochter. Er duldete durchaus nicht, daß sich ein zu enges Verhältniß zwischen Beiden bilde; denn er war zu sehr ein Mann von Erfahrung, um nicht zu wissen, daß eine Eigenthümlichkeit der sittlichen Verdorbenheit, gleich der des Krebses, die stets

zunehmende größere Verbreitung, das immer tiefere Umsichgreifen ihres ansteckenden Giftes ist. Mistreß Blowter wurde Helenen beigegeben.

Trotz aller dieser Hindernisse verzichtete die Marquisin keineswegs auf ihr Vorhaben. Als die Restauration der ältern Linie der Bourbons eintrat und die Familie von Rumbrye nach Frankreich zurückkehren durfte, faßte sie auf's Neue Hoffnung. Fern von dem Schauplatze ihrer Fehltritte vergaß der Marquis vielleicht.

Er vergaß nicht; da er aber in seiner Frau seinen eigenen Namen achten mußte, theilte er Niemand seinen innern Kummer mit. Die Marquisin konnte daher in Paris die damals übliche streng sittliche Lebensweise ungescheut zur Schau und ihre Stirne so hoch tragen, als das vorwurfsloseste Weib.

Herr von Carral versäumte diese Gelegenheit nicht, sich zu zeigen und bekannt zu machen. Der Unglückliche kam, weil er stets überall sein zu müssen glaubte, wo Lärmen und Leben war. Paris war damals der Mittelpunkt von Festlichkeiten und glänzenden Schaugepränge aller Art. Hier konnte sich der Mulatte, ohne Argwohn zu erwecken, brüsten. Wer hätte ihn auch in der Verkleidung eines Hidalgo wieder erkannt?

Aber bald verwandelte sich seine Freude in Kummer. Florence Angèle sagte ein Wort, und der Sclave fühlte, daß drückender als je eine Kette sich um seinen Willen schmiedete. Er beugte seinen Nacken und gehorchte.

Es mag sein, daß er Xavier liebte; aber es galt, zwischen ihm selbst und Xavier zu wählen. Und in solchen Fällen bleibt die Wahl selten zweifelhaft.

Sechstes Kapitel.

Die Versuchung.

Wir sind noch auf dem Ball der Marquisin von Rumbrye. In dem Augenblicke, als Letztere und Carral sich trennten, führte Xavier Helene an ihren Platz zurück. Es war das dritte und letzte Mal, daß er mit ihr getanzt hatte. Die Klugheit und der Anstand hatten ihm gerathen die Zahl von drei Contre-Tänzen sich als ein Ziel vorzustecken, das er zwar erreichen konnte, aber nicht überschreiten durfte.

Von nun an hatte das Fest keinen Reiz mehr für ihn; der ihm daraus zufließende Antheil von Glück war erschöpft. Er setzte sich in die finsterste Ecke des Saales, in deren Nähe sich Helene aufhielt und betrachtete von hier aus den blendenden Reigen, der an ihm vorüberrauschte. Seine Haltung war traurig, wie sein Herz. Denn sobald Xavier nicht mehr durch den Klang irgend einer Freundesstimme aufgeheitert und in Feuer und Flamme erhalten wurde, erfüllten düstere Gedanken seine Seele. Er verglich sich mit Andern, und diese Vergleichung machte ihn stets unglücklich.

Diese Andern Alle hatten eine Familie, einen Vater, auf den sie stolz sein durften, eine Mutter, ach! eine Mutter, der sie ihre geheimsten Leiden und Freuden anvertrauen konnten!

Er aber war allein. Nur eine Frau hatte seinen Kummer mit empfunden. Er liebte und wurde geliebt;

aber er hatte keine Hoffnung, und je mehr er über sich und seine Lage nachdachte, desto mehr vereinigten sich alle seine traurigen Betrachtungen in dem einen betrübten Gedanken: Helene möchte vielleicht die Gattin eines Andern, könnte möglicher Weise nie die Seinige werden. Vor dieser nagenden Angst verschwand Alles. Er vergaß jene mächtige Liebe, jenen ungestümen Drang, welche die Waise für seine unbekannte Mutter fühlte, er vergaß jenes unaufhörliche Verlangen, seinen Vater kennen zu lernen, das früher jede seiner Stunden ausgefüllt hatte. War Helene nicht sein einziges Gut, sein einziger Schatz? War nicht sie es gewesen, die einen wohlthuenden Balsam auf die Wunde seiner Seele gelegt? Vertrat Helenens Liebe bei ihm nicht die Stelle des Vaters, der Mutter, der Familie?"

Sein verlangender, unabgewandter Blick folgte ihr von Quadrille zu Quadrille; er wurde eifersüchtig auf ihre Tänzer und beneidete selbst Diejenigen, welche ihre Stelle ihr gegenüber einnahmen.

Unter Allen aber war der arme junge Alfred Lefebvre des Vallées Derjenige, mit dem sich seine Eifersucht am meisten beschäftigte, und bei dem es sich gewiß am allerwenigsten der Mühe lohnte. Seine Unerfahrenheit ließ ihm nämlich den Luxus und die verschwenderische Eleganz des Sohnes der Creolin als äußerst wichtige Vortheile erscheinen. Er hätte mindestens eben so glänzend auftreten, eben so beneidend sein mögen: er war ja erst zweiundzwanzig Jahre alt!

Ueberdieß war ja Helene der alleinige Gegenstand aller dieser Wünsche. Wenn er sagte: „Ach, wenn ich nur reich wäre!" so that er es, weil er glaubte, daß der Reichthum den Abstand zwischen ihr und ihm ver-

kürze. Wenn er reich gewesen wäre, hätte er gesagt: „Ach wäre ich von Adel!“ Denn, reich und von Adel, hätte er Niemand mehr zu beneiden gehabt, weil unter allen den jungen Leuten, welche die Säle des Hôtels füllten, ohne Zweifel er es gewesen wäre, welchem Herr von Rumbrye als Schwiegersohn den Vorzug gegeben hätte.

Während er diesen Gedanken nachhing, schritt Herr Alfred Lefebvre des Vallées an dem Arme eines jungen, den Engländer affectirenden Herrn, dessen weiße Halsbinde sechs Zoll hoch war, vorüber.

„Waren Sie heute Nacht glücklich, my dear?“ fragte der schöne junge Begleiter.

„Sie dürfen mir's auf's Wort glauben, Sautenac, antwortete Herr Alfred Lefebvre des Vallées; „nach dem letzten Einsatze habe ich nur fünfhundert Louisd'or gewonnen gehabt.“

„Zehntausend Franken!“ dachte Xavier erstaunt.

„Eine Kleinigkeit!“ erwiederte der französische Britte; it is very . . . !“

Da er das rechte Wort nicht finden konnte, so endigte er seinen Satz mit irgend einer sprachwidrigen, englisch klingenden Endung.

„Mein Ehrenwort,“ rief Alfred aus, dieses Wort habe ich nie in England gehört, Sautenac.“

„Wohl möglich,“ erwiederte der Cavalier mit Nachdruck; „es ist irisch.“

„Nun, Sautenac . . . um wieder auf diesen kleinen krummbeinigen Imbert de Presme zurückzukommen . . . Sie kennen ja Imbert de Presme?

„Gewiß . . . und?“

„Nun ja, dieser hat gestern Lord Sidney Sturm zehn-

tausend Pfund Sterling abgewonnen; Sie dürfen mir's auf's Wort glauben, Sautenac."

Die beiden Dandys entfernten sich.

„Zehntausend Pfund!" murmelte Xavier vor sich hin, zweimalhunderttausend Franken!

„Träumen Sie Millionär geworden zu sein?" ertönte neben ihm plötzlich Juan von Carral's Stimme. Xavier erröthete.

„Wie thöricht war ich," murmelte er vor sich hin.

Schnell aber faßte er sich wieder und fuhr fort:

„Nun wie ist Ihr heutiges Liebesabenteuer abgelaufen ... werden Sie mir keine Mittheilung darüber machen?"

Carral's Stirne legte sich plötzlich in Falten.

„Bester!" sagte er in kurzem Tone, „Sie würden mir einen Gefallen erzeigen, hierüber nie mehr mit mir zu sprechen ... Wollen wir einen Gang durch den Saal machen?"

Xavier stand sogleich auf und nahm den Arm des Mulatten. So schritten sie stillschweigend durch mehrere Säle. Xavier war zerstreut. Carral schien einen Gegenstand zur Sprache bringen zu wollen, und wußte nicht, wie er es angreifen sollte. Endlich wiederholte Xavier, von einer Art fixer Ideen hingerissen, maschinenmäßig und ohne es zu wissen:

„Zweimalhunderttausend Franken! ..."

„Wie?" rief Carral erstaunt aus.

„Ich habe nie gespielt," sagte Xavier hastig, indem er seinem Begleiter in's Gesicht sah; „ist es wahr, daß man an einem Abend zweimalhunderttausend Franken gewinnen kann?"

Ein Blick der Zufriedenheit strahlte aus dem braunen und tiefgehöhlten Auge des Mulatten.

„In zehn Minuten, mein Bester," antwortete er.

„Zweimalhunderttausend Franken!"

„Das Doppelte ... das Dreifache ... das Zehnfache!" ... sagte Carral, indem er auf jede Steigerung dieser phantastischen Zahlen-Progression einen besonderen Nachdruck legte.

„Seltsam!" murmelte Xavier. „Man kann sich also als armer Teufel an den Spieltisch setzen und aufstehen ...?"

„Als drei- oder vierfacher Millionär," fiel Carral ein. „Das kommt jeden Tag vor."

„Seltsam!" wiederholte Xavier, der wieder in seine frühere Träumerei verfiel.

Carral heftete auf ihn einen Blick, wie der Raubvogel auf seine Beute. Jedem Beobachter wäre es klar geworden, daß diese Klippe der Gedanken des jungen Mannes die geheime Absicht des Mulatten nach Wunsch begünstigte.

„Der arme Knabe ist unglücklich!" dachte er. „Ich möchte eben so sicher sein, mich an diesem verabscheuungswürdigen Weibe rächen zu können, als ich gewiß bin, ihn in den Abgrund zu stürzen ... Er macht die Hälfte des Wegs von selbst."

Wie wenn Xavier diese Vorhersagung bestätigen wollte, hob er den Kopf wieder in die Höhe und zog Carral nach der Thüre des Saales fort.

„Wir wollen spielen," rief er in kindischer Heftigkeit aus.

„Spielen!" wiederholte Carral, welcher sogleich wieder die kluge und besonnene Miene eines Freundes

und Berathers annahm; „haben Sie den Kopf verloren, Bester?"

„Warum? ... Hat nicht Jeder das Recht zu spielen?"

„Streng genommen hat allerdings Jeder diese Freiheit ... aber ..."

„Aber was?" rief Xavier ungeduldig aus.

„An Ihrer Stelle würde ich nicht spielen ... hier nicht," sagte Carral kalt, indem er das vorletzte Wort nachdrücklich betonte. Da aber Xavier den Mulatten dennoch nicht zu verstehen und neugierig mit dem Blicke auszuforschen schien, fuhr dieser fort:

„Bester, Sie sind unerfahrener, als ein junges Mädchen am Abende ihrer ersten Communion! Haben Sie nie gegen die Spieler die heftigsten Aeußerungen des Mißfallens und der Verachtung gehört?"

„Doch, aber ..."

„Ich weiß, was Sie sagen wollen ... Sautenac spielt, nicht wahr? Lord Sturm ebenfalls, der Comthur von Keramblas desgleichen, selbst der dicke Saint Didier ... Das ist Alles recht gut. Aber der Herr von Sautenac erwartet eine außerordentlich große Summe aus der Entschädigungs-Milliarde, das ist bekannt ..; Lord Sturm ist ein Engländer ..; wenn er nicht spielte, würde er seine Nationalität verleugnen ... Saint Didier, diese plumpe Puppe, ist verheirathet; da er eine zahlreiche Familie hat, erlaubt man ihm, sein Erbtheil selbst zu vergeuden ...; der Comthur endlich ist ein Britte von niedriger Herkunft, dessen Verhältnisse gänzlich zerrüttet sind. Er hat also das Recht zu spielen ... Was aber uns anbelangt, was hauptsächlich Sie betrifft, so ist hier ein gewaltiger Unterschied ... Wie zum Teufel, Bester, muß man Ihnen denn Alles an

den Fingern herzählen, Ihnen das Tipfelchen auf das J machen? ... Wenn man nichts besitzt, als einen guten Ruf, was freilich ein höchst mageres Besitzthum ist, so muß man solchen auch zu bewahren wissen, Bester, oder man verfällt in die Strafe ..."

„Ich verstehe Sie," unterbrach ihn Xavier und senkte den Kopf; „die Leute, welche man aus Herablassung empfängt, haben nur einen kleinen Theil der Rechte in der Gesellschaft anzusprechen, in der sie nur geduldet sind ... Ich dürfte nicht mehr ins Hôtel Rumbrye kommen."

„Gewiß, Bester," erwiederte Carral kalt; „gewiß; man geht über verschiedene Dinge hinweg, man übersieht drei Contre-Tänze mit ... Nun, runzeln Sie nur die Stirne nicht; ich schweige ... Was das Spiel betrifft ..."

„Ich will nicht mehr spielen."

„So! ..." rief Carral mit etwas unruhiger Miene aus, „nun, wie Sie wollen. Ich wollte Ihnen eben ein Auskunftsmittel vorschlagen."

Xavier antwortete nicht. Seine vorübergehende Laune war verschwunden. Aber in demselben Augenblicke ging, wie wenn der Zufall es sich zur Aufgabe gemacht hätte, sie wieder zu erwecken, Herr Alfred Lefèbvre des Vallées, auf den Arm des Comthurs Keramblas gestützt an den beiden Freunden vorüber. Zum zwanzigsten Male erzählte er das große Ereigniß des Abends.

„Sie dürfen mir's auf's Wort glauben, Keramblas, dieser Imbert de Presme, Sie kennen ihn ja, diesen Imbert? ... Gott soll mich verdammen, wenn er Lord Sydney Sturm nicht zehntausend Pfund abgewonnen hat!"

„Welches Auskunftsmittel wollten Sie mir vorhin vorschlagen, Carral?“ fragte Xavier, indem er den Gleichgültigen spielte.

„Sie wollen ja nicht mehr!“ entgegnete Carral.

„Nein ... es ist wahr ... sagen Sie es aber immerhin.“

„Armer Junge!“ murmelte der Mulatte.

Er zog Xavier bei Seite und machte eine geheimnißvolle Miene.

„Ich bin ein Spieler,“ sagte er leise; „ein Spieler, verstehen Sie mich, Xavier? ... Gerade deshalb aber wünschte ich, daß Sie keiner würden, denn es ist eine fürchterliche, tödtliche Leidenschaft.“

Man konnte sich unmöglich täuschen: Carral mußte die Wahrheit sagen. Denn während er vom Spiel sprach, zitterte sichtlich eine ungemein empfindliche Saite seiner Seele auf's Heftigste. Er wurde beredtsam, beinahe tragisch.

„Aber Sie müssen einmal spielen,“ fuhr er fort, „ein einziges Mal, weil man, wenn man zum ersten Male spielt, immer gewinnt ... Unterbrechen Sie mich nicht, zucken Sie nicht die Achseln, was ich Ihnen da sage, ist eine Thatsache: das erste Mal gewinnt man immer ... Hören Sie mich, aber nicht in einem Salon dürfen Sie spielen, Sie würden dadurch Ihre Stellung in der Gesellschaft verscherzen; selbst nicht in einem öffentlichen Hause darf es geschehen, denn man könnte Sie sehen. Ich kenne ein geheimes Kränzchen ...“

„Ein heimliches Spielhaus!“ unterbrach ihn Xavier, indem er sich mit Abscheu wegwandte.

„Was liegt an dem Wort? Sie finden dort Personen, welche die höchsten Stellungen einnehmen, aber

man hat die Uebereinkunft getroffen, sich daselbst nicht zu kennen ... Das ist die Hauptsache ..."

„Ich würde mich nie entschließen können" ... entgegnete Xavier.

Aber der entfernte Klang der Stimme des Herrn Alfred Lefebvre des Vallées führte die verführerischen Worte an seine Ohren:

„Ich will des Teufels sein, wenn er nicht zehntausend Pfund gewonnen hat! ..."

„Ich gehe mit," sagte Xavier, „ich gehe morgen mit."

„Wir gehen mit einander," erwiederte der Mulatte, indem er sich eines triumphirenden Lächelns, das er sorgsam zu verbergen suchte, nicht enthalten konnte.

Die Säle leerten sich langsam. Xavier und Carral schickten sich an, wegzugehen. In dem Augenblicke, als sie den Ball verließen, trat ihnen Herr von Rumbrye wie zufällig in den Weg; er gab Xavier die Hand und sagte:

„Wir reisen diese Woche aufs Land, um dort noch die letzten schönen Tage des Jahres zuzubringen. Ich hoffe, mein junger Freund, daß wir das Vergnügen haben werden, Sie bei uns zu sehen!"

Diese unvermuthete Einladung sollte eine große Rolle in Xavier's Geschick spielen.

Der Tag begann bereits anzubrechen. Eine unübersehbare Reihe von Wagen hatte sich in der Straße die Häuser entlang aufgestellt. Die ungeduldigen Rosse scharrten, die halb eingeschlafenen Kutscher zogen ihre weißgepuderten Perrücken über ihre Ohren herab.

Das Hôtel Rumbrye bot nicht mehr den freudigen Anblick dar, den wir oben kurz zu schildern versuchten. Das geräumige Gebäude hob sich jetzt schwarz und

düster von dem weißlichen Hintergrunde des Firmaments ab. Die Lichter erblaßten; die hohen Fenster warfen durch ihre dicken Vorhänge nur noch gelbliche Reflexe. Die Frauen, welche ungesäumt die Stufen der äußeren Treppe hinab eilten, waren in dunkle Mäntel gehüllt, und verbargen ihre abgespannten und von dem beginnenden Tage grün gefärbten Gesichter unter ihren seidenen Capuzen. Man hörte keinen andern Lärmen mehr, als das Gestampf der Pferde im Kothe und die nachdrückliche Stimme der Diener, welche die Wägen herbeiriefen und die Titel ihrer Herrschaften herableierten.

Carral und Xavier fanden nur mit großer Mühe einen Fiaker, dessen holperiger Kasten sie nach ihrer Wohnung auf den Platz Saint Germain des Prés brachte.

„Also gehen wir morgen?" fragte Carral, indem er sich zu Bette legte.

„Ja," erwiederte Xavier.

Siebentes Capitel.

Die Straße Servandoni.

Als am andern Morgen unsere beiden Freunde erwachten, war bereits die Mittagsstunde vorüber. Carral sprang schnell aus seinem Bette und begann sich anzukleiden. Xavier war viel langsamer; er hatte einen mehrstündigen, schweren und ermüdenden Schlummer ausgeschlafen. Mehr als einmal hatten ihn seine Träume in die Soirée des Hôtel Rumbrye zurückgeführt; er sah Helenen wieder, aber zwischen das junge Mädchen und ihn trat immer das nichtssagende Gesicht des Herrn Alfred Lefebvre des Vallées, dessen Mund, der mit den beneidenswertheſten Zähnen bewaffnet war, sich von Zeit zu Zeit öffnete, um die verführerischen Worte fallen zu lassen:

„Zehntausend Pfund Sterling!“

Trotzdem schwankte Xavier noch, als er sich ankleidete. Der Gedanke, in ein heimliches Spielhaus zu gehen, verursachte einen unüberwindlichen Widerwillen in ihm. Anderseits aber kamen ihm immer wieder die von Carral am vorigen Abend ausgesprochenen Worte: wenn man das erstemal spielt, gewinnt man immer, in Erinnerung und gossen Oel in das erlöschende Feuer seines Entschlusses.

„Ich werde ein einziges Mal hingehen,“ sagte er zu sich selbst, um damit sein Gewissen über diese plötzliche

Laune zu beschwichtigen. „Man muß Alles kennen lernen!"

Als er in Carral's Zimmer trat, traf er diesen vor seinem Schreibtische sitzend und schreibend an.

„Sogleich der Ihrige," rief er aus, wie wenn er befürchtet hätte, Xavier möchte ihm so weit nahen, um über seine Schultern weg lesen zu können; „Jeder hat seine kleinen Geheimnisse, Bester, ich bitte Sie nur um eine Minute Zeit."

Xavier trat wieder in sein Schlafzimmer.

Mit zwei Federzügen hatte Carral seinen Brief beendigt; er machte die Adresse darauf, öffnete das Fenster, und rief einen Auvergnaten, der an der Ecke stand, herbei.

Der schwarze Bettler stand aufrecht, unbeweglich, auf seinen langen Stock gestützt, auf seinem Posten neben der Kirchthüre. Beim Geräusch, welches das Oeffnen des Fensters verursachte, richtete er aufmerksam seinen Blick nach dem Balcon, ließ ihn aber sogleich wieder gleichgültig sinken, als er Carral bemerkte.

„Gib diesen Brief an seine Adresse ab," sagte der Letztere zu dem Auvergnaten, der bis unter das Fenster vorgeschritten war.

Der Auvergnate fing den Brief im Fluge auf; statt ihn aber fortzutragen, setzte er sich mit ihm auf eine Stufe der Treppe vor dem Hause.

„Was machst du da?" fragte Carral ungeduldig.

Statt aller Antwort aber begann die natürliche Einfalt des Sohnes der Berge ganz laut die Buchstaben der Adresse abzulesen.

„An den Her . . . an den Herrn . . ."

„Schweig doch! schweig doch!" rief der Mulatte aus.

Der Bettler, welcher bis daher gleichgültig dagestanden, spitzte die Ohren und hörte zu.

„Herrn Pol=iz=ei ..." buchstabirte der Auvergnate fleißig fort.

Der Balcon beherrschte die ganze, schmale Vorderseite des Hauses und durch Xavier's halb geöffnetes Fenster konnte man den jungen Mann vor dem Spiegel stehen und an seine Toilette die letzte Hand anlegen sehen. Carral warf einen unruhigen Blick nach jener Seite hin.

„Schweig doch, sage ich dir!" rief er mit einer Stimme, welche seine Wuth kaum zu verbergen vermochte; „ich verbiete dir, die Adresse zu lesen."

Aber der Auvergnate schenkte, in seine Arbeit vertieft, welche wir mit nichts Besserem vergleichen können, als mit den gelehrten Bemühungen eines alter Schriften kundigen Archivars, der eine merovingische Urkunde entziffern will, dem Befehl des Mulatten keine Beachtung, und fuhr fort:

„Com..mis..sär..des..Stadt..Vier..tels.."

„Elender!" knirschte Carral außer sich.

Xavier erschien am Fenster.

„Gegen wen ereifern Sie sich denn, mein Freund?" fragte er.

„Gegen Niemand ... gegen gar Niemand!" stotterte Carral betroffen.

„Saint..Sul..pice!" endigte der Bote ruhig. Er stand auf und nahm seine Mütze ab.

„Es ist gut, Bürger," sagte er, ich verstehe ... Braucht's eine Antwort?"

„Nein," erwiederte der Mulatte. „Geh!"

Der Auvergnate bog um die Ecke der Kirche.

„An den Herrn Polizeicommissär des Stadt-Viertels Saint Sulpice," wiederholte der Bettler, der Alles verstanden hatte. „Was soll das bedeuten . . ? Ich werde auf diesen Menschen Acht geben."

Sobald sich der Auvergnate entfernt hatte, nahm Carral's Gesicht seine ganze frühere Heiterkeit wieder an.

„Nun," sagte er lustig, „wollen wir unser Glück versuchen?"

„Heute nicht," antwortete Xavier.

„Wie! Sie suchen auszuweichen, Bester? Das ist nicht recht."

„Ich weiß nicht ... ich kann mich nicht entschließen ... Ueberdieß sind wir in den ersten Tagen des Monats, und ich habe kein Geld."

„Daran soll's nicht fehlen, ich werde Ihnen leihen."

Indem er dieß sagte, stieß sein Fuß an ein kleines Päckchen, welches auf den steinernen Platten des Balcons lag.

„Nun sehen Sie!" fuhr er fort, indem er dasselbe aufhob, „da ist ja gerade heute Nacht die wohlthätige Fee, welche so großen Einfluß auf Ihr Geschick ausübt, wieder hier gewesen, Sie räthselhafte Waise; jetzt haben Sie nicht mehr nöthig, Geld zu entlehnen. Hier ist die geheimnißvolle Gabe, die dießmal zu recht gelegener Zeit kömmt! . . ."

Xavier entfaltete das Papier, welches wie gewöhnlich fünfzehn Louisd'or enthielt.

„Das Schicksal will es," murmelte er, „gehen wir!"

Carral konnte ein Gefühl der Freude nicht unterdrücken. Als sie das Haus verließen, streckte der Bettler nach seiner Gewohnheit nach Xavier die Hand aus, welcher aber heute in seiner Zerstreutheit ihm sein gewöhnliches Almosen verweigerte.

„Wo ist es denn?" fragte der junge Mann den Mulatten.

„Hinter der Saint-Sulpice-Kirche, in der Straße Servandoni."

Der Bettler hatte den Kopf traurig zur Erde senken lassen.

„Dieß ist das erste Mal, daß er mir eine Gabe verweigert," murmelte er; „dieser Mann wird sein Herz verderben... Aber ich werde es ihm gedenken ... Hinter der Saint-Sulpice-Kirche hat er gesagt ... und dieser Brief? Ich verstehe nichts davon, aber ich fürchte!"

Er eilte den beiden Freunden auf dem Fuße nach. Diese aber hatten bereits einen Vorsprung, und der Bettler bemerkte sie erst, als sie um die Ecke des Marktplatzes Saint Germain bogen. Um seinen Marsch zu beschleunigen, nahm er seine schweren mit Eisen beschlagenen Schuhe in die Hand und verdoppelte seine Schritte. In dem Augenblicke, als er die Straße Servandoni erreichte, sah er die beiden Freunde durch eine niedere Thüre seinen Blicken entschwinden.

Der Bettler setzte dessen ungeachtet seinen Weg fort und hielt nicht bälder an, als bis er vor der Thüre stand, durch welche die beiden Männer geschritten waren, denen er folgte. Diese Thüre führte in eine schmutzige und enge Hausflur, an deren Ende man eine Wendeltreppe bemerkte. Auf den ersten Anblick schien das Haus unbewohnt. Die fünf Fenster der Vorderseite waren fest verschlossen, und die Fensterläden, deren Brettchen verkehrt eingesetzt das heißt, nach Innen zugekehrt waren, machten es dem Blicke unmöglich, durch ihren grünen Schirm hindurch in das Innere zu dringen. Auf ähnliche Weise waren die Fenster der

drei Stockwerke, aus denen das ganze Haus bestand, beschaffen. Kein Geräusch drang aus dessen Innerem. Während in benachbarten Gebäuden Alles Leben und Bewegung war, schien dieses Haus wie ausgestorben.

Und doch vergingen kaum einige Minuten, ehe nicht ein oder mehrere neu Angekommene über die Schwelle desselben schritten und in dessen Hausflur verschwanden. Bevor aber die Meisten hineingingen, warfen sie nach rechts und links unruhige Blicke um sich: man wußte nicht, aus Furcht oder aus Scham.

Der schwarze Bettler kannte die Zustände der Gesellschaft in Frankreich nur höchst unvollkommen, war aber gerade deßwegen beständig auf seiner Hut. Was er seit seiner Ankunft in diesem Lande gesehen, hatte ihm, nicht ohne zum Oeftern seinen natürlichen Verstand in Erstaunen zu setzen, eine gewisse Furcht vor den Menschen eingeflößt; nicht um seiner selbst, sondern um eines vielgeliebten Wesens willen, welchem er sein ganzes Leben weihte. Und da er die Gesellschaft nur entfernt und von unten herauf betrachtete, so war er eher geneigt, deren gefährliche Geheimnisse zu übertreiben, als sie sich zu verhehlen.

Ohne sich über den Grund seiner Befürchtung Rechenschaft geben zu können, argwöhnte er doch eine Gefahr hinter den schweigenden Mauern dieses seltsamen Hauses.

Es geschah daher eben so sehr aus dem Bedürfniß, Athem zu schöpfen, als aus dem Drange, Wache zu halten, daß er sich vor demselben auf einen Eckstein setzte und wartete.

Während der Zeit vermehrte eine Menge anscheinend unbedeutender Anzeichen seine Unruhe. Bisweilen wurden

die Läden des obersten Stockwerkes erschüttert, wie wenn ein Kopf gegen sie angeprallt oder angerannt wäre; dann ertönte ein gellendes weibliches Gelächter bis auf die Straße herab und man hörte ein gewisses metallenes Geräusch, dem Klange einer Hand voll Goldes ähnlich, das man ungezählt auf den Tisch wirft. Ein anderes Mal trat ein Bedienter aus dem Hause, der einen am Ende der Straße stehenden Miethkutscher herbeirief. Auf dieses Zeichen sah man nicht nur den Fiaker herannahen, sondern auch mit ihm eine ganze Schaar Bettler, welche ohne Zweifel mit gutem Vorbedacht ihren Posten an der Seitenthüre der Saint-Sulpice Kirche verließen. Hierauf schritt ein Mann, den Kopf stolz in die Höhe gehoben, oder mit trauriger niedergebeugter Stirne heraus, ein Lächeln oder einen Fluch auf der Lippe, roth vor Freude oder blaß vor Verzweiflung. Im ersteren Falle umgab die ganze Horde von Bettlern den Fiaker und bat um ein Almosen auf eine Weise, wie man etwa eine Abgabe einzufordern pflegt; im andern zerstreute sie sich, indem sie verachtend die Achsel zuckte.

„Was geht da innen vor?" dachte unser Neger.

Nach Verfluß einer Stunde erschien Carral an der Thüre der Hausflur. Beim Anblicke des schwarzen Bettlers entfuhr ihm eine Geberde des Unwillens und er schien zu schwanken. Sogleich aber faßte er sich wieder, schritt entschlossen über die Schwelle des Hauses und lief eiligen Schrittes die Straße hinab. Der Neger bewegte sich auf seinem Eckstein unruhig hin und her, wie wenn ihn das Fieber rüttelte.

Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, der ihm seine bisherige Ungewißheit auf einmal auf-

klärte. Die Männer, welche theils verzweifelnd, theils närrisch vor Freude das Haus verließen, einige den Armen von Saint-Sulpice entschlüpfte Worte, das verdächtige Aussehen des Schlupfwinkels, Alles stimmte damit überein: er stand vor einem heimlichen Spielhaus.

Wozu aber Carral's eilige Flucht? Wozu jener geheimnißvolle Brief? Dahinter mußte eine Falle stecken.

Der Bettler verließ seinen Eckstein und ging über die Straße.

„Ich muß ihn sehen," sagte er vor sich hin; „ich muß ihn sehen!..."

In demselben Augenblicke jedoch, als er in das Haus treten wollte, blieb er stehen. Drei schwarz gekleidete Männer bogen um die Ecke der Straße, und schritten auf ihn zu; er verbarg sich, und ließ sie vorüber gehen.

Die drei Männer näherten sich in der That dem Hause, statt aber hinauf zu gehen, blieben sie in der Hausflur stehen, bis eine Rotte Polizei-Soldaten am äußersten Ende der Straße erschien. Wie wenn er nur hierauf gewartet hätte, zog derjenige der drei Männer, welcher der Vorgesetzte zu seyn schien, eine weiße Schärpe aus der Tasche, und umgürtete sich damit über seinem Kleide die Lenden.

„Jetzt wollen wir hinauf, meine Herren!" sagte er.

Der Bettler schlug sich vor die Stirne.

„Ich verstehe! ich verstehe!" rief er mit beklommenem Herzen aus; „der Brief ... man wollte ihn verderben ...und ich ... ich kann ihn nicht retten!..."

Folgendes hatte sich seit einer Stunde im Innern des Hauses zugetragen.

Nachdem Xavier und Carral die Wendeltreppe erstiegen hatten, klopften sie an die zu dem ersten Stock-

werke gehörige Thüre; ein Bedienter empfing sie, und fragte, was ihnen zu Diensten stehe. Carral's ganze Antwort war, daß er sich zu erkennen gab. Hierauf öffnete der Diener eine zweite Thüre und führte die beiden Freunde in einen großen Saal, der mit Wachskerzen beleuchtet war, obgleich draußen heller Tag war.

In diesem Saale war ein großer, länglicher Tisch aufgestellt, der mit einer dreifachen Reihe von Spielern umgeben war. In der Mitte stand der Croupier, d. h. der Gehülfe des Banquiers, der die Bank der Trente et quarante machte.

Als unsere beiden Freunde eintraten, wandte Niemand den Kopf nach ihnen um. Jeder war so sehr mit jenen unaufhörlich wechselnden Wendungen des Glücks beschäftigt, daß das Einstürzen der Decke oder die Ankunft eines Polizei-Commissärs nöthig gewesen wäre, um der allgemeinen tiefen Aufmerksamkeit auf das Spiel eine andere Richtung zu geben. Carral und Xavier hatten aber nichts desto weniger Jemand Rede zu stehen. Ein Herr, dessen ausgemergelter und eckigter Körper die Galgen-Physiognomie eines Spitzbubengesichtes trug, schritt auf sie zu und grüßte Carral mit der Miene eines Bekannten. Es war der Eigenthümer der Anstalt.

„Wie geht's?" fragte er. „Ist der Herr gut?" ...

Die letztere Frage sprach er leise aus, indem er nachdrücklich mit dem Auge blinzelte.

„Dieser Herr ist mein Freund," antwortete der Mulatte.

„Außerordentlich erfreut, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen," begann jetzt der Besitzer des Hauses, indem er sich mit einem Lächeln des Einverständnisses an Xavier wandte, welches seine Wirkung gänzlich

verfehlte. „Meine Anstalt steht ganz zu Ihren Diensten. Hier haben wir das Trente et quarante, in dem Sale zur Rechten wird Ecarté, in dem zur Linken Bouillotte gespielt ... im zweiten Stockwerk haben wir die Roulette, das Whist- und das Trischäkspiel ... Sie haben nur zu wählen ... Was das dritte Stockwerk betrifft ..."

„Schon genug, Herr Moutet," unterbrach ihn Carral.

„He! he!" machte Herr Moutet mit einem hündischen Lächeln, „der Herr ist also kein Freund von dem, was wir im dritten Stockwerke haben ..."

Carral gebot ihm mit einem Winke Stillschweigen.

„Ganz gut! ganz gut!" brummte Herr Moutet und wandte ihnen den Rücken; „ob Sie im ersten oder zweiten oder dritten Stockwerke Ihr Geld verlieren, bleibt sich ganz gleich; aus dem Hause kömmt es ja doch nicht mehr."

Xavier fühlte während dieser Unterhaltung ein drückendes Gewicht auf dem Herzen. Sein Blick, der die Runde um den Tisch gemacht und die Spieler Alle der Reihe nach betrachtet hatte, konnte kein einziges erträgliches Gesicht finden. Eine zurückstoßende, einförmige Gier leuchtete aus allen Augen, die auf die Hände des Banquiers gerichtet waren. Der größte Theil der Männer, welche den grünen Teppich umgaben, waren äußerst armselig angekleidet; eine unsaubere und schwärzliche Wäsche schaute aus den aufgetrennten Fugen ihrer zugeknöpften Röcke heraus, und doch warfen sie mit vollen Händen mit Gold um sich.

Einige außerordentlich herausgeputzte Frauenzimmer mischten sich hie und da unter die Spieler. Sie mochten einen Theil desjenigen ausmachen, was Herr Moutet im dritten Stockwerke seines Hauses zu haben rühmte.

„Wir sind nicht hieher gekommen, um zu beobachten," sagte Carral; „das Zusehen ist nicht sehr verführerisch... Verstehen Sie das Whistspiel?"

„Nein," antwortete Xavier.

„Oder Ecarté?"

„Ein wenig."

„Das ist nicht hinreichend . . . und die Bouillotte?"

„Noch weniger."

„Dann müssen wir zwischen Roulette und Trente et quarante wählen . . . welches ziehen Sie vor?"

„Ich kenne weder das eine noch das andere."

„Das ist kein Hinderniß. Die Roulette und das Trente et quarante sind gleich achtungswerthe Spiele, für alle mit dem Spiel unbekannten Leute, wie Sie zum Beispiel, erfunden . . . Sie brauchen nicht selbst zu spielen; der Banquier wird diese Mühe übernehmen. Nun, sagen Sie Ihre Ansicht, folgen Sie ganz Ihren Eingebungen."

Xavier's Ansicht war, sich auf der Stelle zu entfernen; da er aber schon zu weit gegangen war, wagte er es nicht mehr, zurückzutreten.

„Meinetwegen also die Roulette," sagte er.

Carral nahm ihn unter'm Arme und führte ihn die Treppe hinauf. Herr Moutet war ihnen vorausgegangen.

„Der Herr will's mit der Roulette versuchen?" sagte er; „ich habe das Vergnügen, Ihnen viel Glück zu wünschen."

Der Saal des zweiten Stockwerks war die genaue Wiederholung des ersten, nur befand sich in der Mitte des mit einem grünen Teppich bedeckten Tisches, um den sich die Spieler drängten, eine Art runden Beckens, dessen Rand in kleine, wechselsweise roth und schwarz

bemalte Fächer eingetheilt war. Diese Fächer waren alle numerirt. Im Mittelpunkte des Beckens, welches genau in ein in dem Tische angebrachtes Loch eingepaßt und beweglich war, stand eine Kurbel in die Höhe, vermittelst welcher der ganze Apparat in eine kreisförmige Bewegung gesetzt werden konnte. Rings um das Becken herum war der Tisch mit eingefaßten Zahlen bedeckt, die von 1 bis 36 aufwärts stiegen.

„Das ist die Roulette," sagte Carral, „spielen wir!"

Er zog Xavier fort und nöthigte ihn auf einen Platz, welchen eben ein armer Teufel verlassen hatte, den die unselige Maschine zu Grunde gerichtet.

Xavier setzte sich und sah zu.

Anfangs begriff er gar nichts, und die Erklärungen Carral's, welcher hinter ihm stand, dienten nur dazu, seine Gedanken noch mehr zu verwirren. Die Kurbel drehte sich, eine kleine Kugel, welche der Croupier geschickt zu werfen wußte, bewegte sich in entgegengesetzter Richtung auf dem etwas erhöhten Rand der Schüssel, bis sie in irgend ein Fach gefallen war, worauf sich die schläfrige, eintönige Stimme des Banquiers erhob und in einer unbekannten Sprache ausrief:

„Roth, ungerade, fehlt."

Oder:

„Schwarz, gerade, zieht.

Hierauf zog einer der Banquiers mittelst eines sehr niedlichens Rechens das Geld des Verlierenden ein, während ein anderer dem Gewinnenden mit einer außerordentlichen Gewandtheit Fünffranken- oder Louisd'or-Stücke zuwarf.

Nach Verfluß von zehn Minuten zog Xavier zwei Louisd'or aus seiner Börse.

„Wo muß ich hinsetzen?“ fragte er Carral.

„Folgen Sie ganz Ihrer Eingebung, mein Bester,“ antwortete dieser mit Nachdruck, „setzen Sie, wohin Sie wollen.“

Xavier schob seinen Einsatz auf eines der Felder, des Teppichs, das mit Nro. 23 bezeichnet war.

„Das Spiel ist gemacht!“ rief der Banquier aus. „Es kann nicht mehr gesetzt werden!“

Das Becken und die Kugel drehten sich, beide in entgegengesetzter Richtung gelenkt, mit fabelhafter Schnelligkeit. Bald aber fing die Kugel an, sich hin- und herzuschwingen; sie hüpfte erst in eines der kleinen Fächer, fuhr wieder aus demselben heraus, fiel in ein anderes, das sie ebenfalls wieder verließ, und blieb endlich in einem dritten liegen.

„Drei und zwanzig, roth, ungerade und gefehlt,“ rief die Automaten-Stimme des Banquiers.

„Gewonnen!“ sagte Carral erstaunt. „Sie haben wie ein Narr gespielt, aber um so besser! Fahren Sie nur fort!“

Der Banquier warf auf Xavier's Einsatz sechsund-dreißig Louisd'or.

Dieser begriff zwar jetzt so wenig als früher, wie es damit zugegangen, aber der plötzliche Gewinn erhitzte ihn. Er rückte seinen Stuhl näher, legte seine beiden Ellenbogen auf den Tisch und schenkte von nun an, von jenem Dämon erfaßt, welcher unaufhörlich den grünen Teppich umschwebt, seine ganze Seele dem Spiel.

Als Carral ihn so beschäftigt sah, schlich er sachte davon.

Der junge Mensch bemerkte nicht einmal die Abwesenheit seines Gefährten. Er spielte mit außerordentlicher Leidenschaft, mit rasender Hitze. In seiner Unerfahrenheit

wagte er die tollsten Sätze, und beinahe immer krönte ein glücklicher Erfolg seine Kühnheit. Nach Verlauf einer halben Stunde lag bereits ein Haufen Gold und Bankbillets vor ihm. Die andern Spieler sahen ihm neidisch zu, und Herr Moutet selbst verfolgte sein Spiel mit offenbarem Interesse. Die Croupiers allein, jene gefühllosen Maschinen, welche dem Zufall als Dolmetscher dienen, ohne unter dessen Wechselfällen zu leiden, fuhren fort, das Spiel mit ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit zu leiten.

Xavier hatte den Kopf verloren. Sein Gesicht war blutroth. Je mehr sein Schatz zunahm, je höher stieg der fieberhafte Wahnsinn in seinem Kopfe.

„Ich setze das Alles ... Alles das auf einmal!" rief er endlich aus, indem er seinen ganzen Gewinn vor sich hinschob.

Es waren wenigstens dreißigtausend Franken.

Der Croupier befragte Herrn Moutet mit den Augen ob er den ganzen Einsatz halten sollte. Herr Moutet winkte bejahend.

Die andern Spieler zogen ihre Einsätze zurück und Jeder neigte sich herüber, um das Resultat dieses Hauptzugs abzuwarten.

Der Banquier setzte die Roulette in Bewegung.

Aber in diesem Augenblicke stieß Herr Moutet, dessen Blick sich nach der Thüre gerichtet hatte, einen dumpfen Schrei aus. Einige Spieler hoben den Kopf in die Höhe und wiederholten denselben Ruf. Ein allgemeiner Schauder und Schrecken erfaßte die dreifache Reihe der Spieler. Xavier allein schenkte seine ganze Aufmerksamkeit der Bewegung der Roulette. Er sah, er hörte Nichts.

Wir haben bereits bemerkt, daß ein außerordentliches

Ereigniß nöthig war, um die Aufmerksamkeit der Spieler so schnell abzulenken: entweder der Einsturz der Decke oder die unheilverkündende Erscheinung eines Polizeicommissärs.

Eine der beiden Katastrophen war eingetroffen: der schwarz gekleidete Mann mit der weißen Schärpe stand auf der Thürschwelle.

Herrn Moutet's Gesicht hatte beim Anblick des Polizeicomissärs ein ganz zerknirschtes Aussehen bekommen.

„Ich bin zu Grunde gerichtet," rief er mit kläglicher Stimme aus.

Die Spieler machten Miene zu entrinnen, aber der Commissär versperrte ihnen den Weg.

In diesem Augenblicke des allgemeinen Entsetzens und Stillschweigens hielt die Roulette, welche ihren letzten Lauf vollendet hatte, stille. Die Kugel lief in ein Fach.

„Gewonnen, gewonnen," rief Xavier außer sich aus und setzte, als er den Banquier unbeweglich da stehen sah, sogleich hinzu:

„Nun, auf was warten Sie denn ... Bezahlen Sie!"

Diese Worte erschwerten das so zu sagen auf frischer That ertappte Verbrechen. Die Umstehenden senkten den Kopf und der Polizeicommissär näherte sich.

Achtes Capitel.

Beim Herausgehen aus einem heimlichen Spielhause.

„Meine Herren," sagte der Commissär, „ich fordere Sie auf, vernünftig zu sein. Ich habe bereits meine Pflicht im ersten Stockwerke erfüllt. Der geringste Widerstand würde Ihre Lage nur noch verdrießlicher machen... Polizeisoldaten stehen vor der Thüre."

Xavier wandte sich bestürzt um. Diese Rede, deren Sinn er nicht verstand, weil er gar nicht wußte, daß das Gesetz an seinem gegenwärtigen Betragen etwas auszusetzen finden könnte, schien ihm keineswegs die allgemeine Bestürzung zu rechtfertigen.

„Warum bezahlt man mich nicht?" fragte er zum zweitenmale, indem er maschinenmäßig in seinem Haufen Gold wühlte.

„Die Spiel-Einsätze sind mit Beschlag belegt und von nun an Eigenthum des Fiscus. Rühren Sie nichts mehr davon an!" gebot der Commissär.

„Wie, dieses Geld gehört ja mir! ..." rief Xavier aus.

„Stille!... sagten mehrere Stimmen in seiner Nähe.

„Meine Herren," fuhr der Commissär fort, „Sie werden die Güte haben, mir Ihre Namen und Adressen mitzutheilen, damit der Herr Staatsanwalt in den

Stand gesetzt wird, Sie zur geeigneten Zeit und an den bestimmten Ort vorladen zu können."

„Der Staatsanwalt!" wiederholte Xavier ... „Wozu das?"

„Stille," sagten die Versammelten, die ihre Gründe haben mochten, sich gehorsam zu zeigen.

Herr Moutet, der Besitzer der Anstalt schrieb seinen Namen zuerst auf die Schreibtafel der obrigkeitlichen Person, was nicht ohne einen kläglichen Seufzer geschah. Hierauf kam die Reihe an die Spieler. Diese aber, die an dergleichen Scenen gewöhnt waren, unterzeichneten sämmtlich falsche Namen und falsche Adressen, und entfernten sich sofort.

In diesem Augenblicke erst dachte Xavier an Carral; er wunderte sich, ihn nicht mehr neben sich zu sehen.

„Er ist wahrscheinlich entwischt," dachte er, „nun, um so besser!"

„Die Reihe ist nun an Ihnen, mein Herr," wandte sich der Commissär an ihn.

Xavier gab, durch das allgemeine Beispiel bestimmt, seinen Namen an. Dieser war vielleicht die einzig wahre Angabe, welche die Liste enthielt; deßhalb bezweifelte auch der Commissär, welcher ein scharfer Beobachter war, auf der Stelle deren Aechtheit.

„Xavier!" murmelte er vor sich hin, „kein Mensch heißt Xavier! ... Haben Sie keinen andern Namen als Xavier, mein Herr?"

Er warf bei diesen Worten einen Blick auf den Besitzer der Anstalt, der, sei es aus Bosheit oder aus Gewohnheit, mit den Augen blinzelte.

„Mein Herr," antwortete trocken der junge Mann, „ich weiß durchaus nicht, was aus diesem ganzen Vor-

gange für mich entstehen kann. Ich habe mich Ihrem Ansinnen unterzogen, weil Ihre Schärpe mir so ziemlich das Amt anzeigt, welches Sie begleiten; aber diese Schärpe gibt Ihnen nicht das Recht, unverschämt gegen mich zu sein ... Ich habe Sie zufrieden gestellt, wollen Sie mich jetzt gefälligst meinen Weg gehen lassen?"

„Ei, ei, den Herrn Polizeicommissär so behandeln!" rief Herr Moutet heuchlerisch aus.

„Sie sprechen sehr hochmüthig, junger Herr," sagte der Letztere. „Sie haben unrecht, sehr unrecht... Ich finde Sie hier in einem schändlichen Hause, in einem heimlichen Spielwinkel."

„Wie er meine Anstalt heruntersetzt!" murmelte Herr Moutet.

„Ich finde Sie allein an der Roulette," fuhr der Commissär fort; „der einzige Einsatz, der auf dem Tische ist, gehört Ihnen, nach Ihrem eigenen Geständniß. Der Fall ist strafbar, und jeder strafbare Fall ist läugbar...Um gerechten Verfolgungen zu entgehen, geben Sie mir deßhalb einen Namen an ...

„Den meinigen, mein Herr."

„Es ist möglich ... streng genommen aber zweifle ich daran und mache nur von dem Rechte meines Amtes Gebrauch, wenn ich Sie auffordere, mir in das Gerichtszimmer des Staatsanwaltes zu folgen.

„Verurtheilt!" sagte Herr Moutet, indem er sich die Hände rieb.

„Was Sie betrifft, mein Herr," fuhr der Commissär fort, indem er sich an Letzteren wandte, „so halten Sie sich bereit, auf den ersten Ruf zu erscheinen."

„Das Gericht und ich, wir kennen uns," erwiederte Herr Moutet.

Xavier war erblaßt, als er das Wort Staatsanwalt aussprechen gehört hatte. Das Fieber war vorüber, und er begann die Folgen dieses unglücklichen Vorfalls einigermaßen zu fürchten; da er aber ein gutes Gewissen hatte und bekannt genug mit dem Gesetz war, um zu wissen, daß seine Gegenwart an einem verdächtigen Orte noch keineswegs ein Verbrechen beweise, war er weit entfernt, den unglücklichen Schlag vorauszusehen, der ihm drohte.

Frau von Rumbrye aber hatte ihn vorausgesehen. Der geneigte Leser wird bereits eine zu gute Meinung von dem Verstande dieser edlen Frau bekommen haben, um einzusehen, daß sich dieselbe nicht so viel Mühe gegeben haben würde, hätte es sich nur darum gehandelt, dem Geliebten ihrer Tochter einen sogenannten Streich oder Possen zu spielen. Sie hatte ihn zu Grunde richten, das heißt, unfähig machen wollen, von nun an in der Gesellschaft frei und offen die Stirne erheben zu können, ihn zu entehren und zu brandmarken versucht. Ihr Plan war eben so geschickt als sicher treffend eingeleitet. Bis jetzt war er ganz nach Wunsch gelungen, und der gute Xavier war noch lange nicht am Ende seiner Qualen.

Der Polizeicommissär gebot ihm, die Wendeltreppe hinabzusteigen, und Herr Moutet wünschte sich Glück, daß nicht auch noch das dritte Stockwerk seiner Anstalt besucht worden war.

Als Xavier das Spielhaus verließ, saß der Bettler immer noch auf seinem Eckstein und wartete. Seit einer halben Stunde sah er die Spieler schaarenweise aus dem Haus kommen; Xavier allein war nicht erschienen.

„Ich hoffe nicht, mein Herr," sagte der junge Mann,

als er den Fuß auf die Straße setzte, „daß Sie mir so ganz ohne Noth die Schmach eines Geleits anthun werden?"

„Wir gehen allein," sagte der Commissär; „nur diese beiden Herren werden uns begleiten."

Er bezeichnete seinen Schreiber und einen Gerichtsdiener.

Xavier schlug beschämt und in der Furcht, sein Mißgeschick möchte ihm mit großen Buchstaben auf der Stirne geschrieben stehen, den Weg nach dem Justizpalaste ein. Der schwarze Bettler folgte ihm von Weitem nach.

„Gefangen!" rief er verzweiflungsvoll aus und zerbrach sich den Kopf, den Grund zu errathen, der den Mulatten veranlaßt haben konnte, dem jungen Manne diese niederträchtige Falle zu legen. Noch viel weniger, als Xavier konnte er die Folgen von dessen Gefangennahme voraussehen; aber weit entfernt, sich dadurch zu beruhigen, vergrößerte diese Ungewißheit seine Befürchtungen nur um so mehr. Das Einzige, was er an diesem ganzen Vorfalle begreifen konnte, war die Thatsache des Einschreitens der Polizei, und diese schreitet nie ein, als wenn es gilt, ein Verbrechen zu verhindern, oder den Urheber eines begangenen zu bestrafen.

Wessen man aber auch immer Xavier beschuldigt haben mochte, der schwarze Bettler sprach ihn in seinem Herzen unschuldig und frei; aber sein richtiges Gefühl sagte ihm auch, daß schon seine Gegenwart in einem verdächtigen Hause einen gewissen ärgerlichen Verdacht auf den jungen Mann wälze. Ueberdieß war Xavier allein auf der Welt, und der Bettler wußte trotz seiner geringen Welt- und Menschenkenntniß, daß man die-

jenigen nicht so leicht freispricht, welche keinen Vertheidiger haben.

Kaum war Xavier in dem Gerichtspalaste angelangt, als ihn auch schon der Commissär in das Kabinet des Staatsanwalts führte. Der Commissär machte seinen Bericht und entfernte sich.

Im Jahre 1816, wo das Spiel-Monopol öffentlich verpachtet war, waren die heimlichen Spielhäuser noch mehr als heut zu Tag schändliche und gefährliche Raubnester. Das Auge der Obrigkeit war beständig auf sie gerichtet, um sie aufzuheben. Diejenigen unter ihnen, welche sich diesen gerichtlichen Nachforschungen zu entziehen wußten, nahmen den Ausschuß des Spieler-Pöbels auf. Es war daher eine verzweifelte Lage, vor der Obrigkeit unter dem erschwerenden Umstande erscheinen zu müssen, in einem heimlichen Spielhause aufgegriffen worden zu sein. Der Bericht des Commissärs beschuldigte Xavier noch überdieß, seinen wahren Namen verheimlicht zu haben, und erwähnte der ungeheuren Summe, aus welcher sein Einsatz bestanden.

Der Staatsanwalt verließ seine Arbeit und heftete auf den jungen Mann einen forschenden und strengen Blick.

„Mein Herr," sagte er: „Sie heißen Xavier?"

Dieser antwortete bejahend.

„Nur Xavier?" fuhr die obrigkeitliche Person fort.

„Nur Xavier."

„Was haben Sie für ein Geschäft?"

„Ich habe keines," stammelte der junge Mann, der jetzt erst den Abgrund bemerkte, der sich zu seinen Füßen öffnete.

„Sie haben kein Geschäft?" wiederholte gedehnt und langsam die Magistratsperson; „womit bestreiten Sie Ihren Lebensunterhalt.

Seit einer Secunde hatte Xavier diese Frage, auf welche er nicht antworten konnte, vorausgesehen. Er wartete ängstlich und fühlte allen seinen Muth schwinden.

„Mein Herr," sagte er, indem er sich so viel als möglich zusammennahm, „man richtet derartige Fragen nur an Verbrecher."

„Ist das Ihre ganze Antwort?" fragte kalt der Vorstand des Gerichtshofs.

„Verlangen Sie um's Himmels willen keine andere!" rief Xavier aus. „Es gibt Sachen, welche, einfach erzählt, Fabeln gleichen und doch in der Wirklichkeit vorhanden sind; es gibt so seltsame Lebensverhältnisse..."

„Das Gericht kann Alles herausbringen, mein Herr," gab ihm der Richter mit Nachdruck zu bedenken.

„Wird es erforschen können, was mir selbst nicht möglich war?..ich wage es kaum Ihnen zu gestehen..."

Der Staatsanwalt zog die Uhr heraus.

„Ich habe nur wenig Zeit," sagte er.

„So hören Sie mich denn!" rief Xavier aus, „und wolle Gott, daß Sie mir glauben können!"

Er erzählte hierauf kurz, auf welche seltsame Weise ihm die Beträge seines geheimnißvollen Gehaltes jeden Monat ausbezahlt würden.

Ein ungläubiges und spöttisches Lächeln verzog den Mund der ernsten obrigkeitlichen Person.

„Es mag dieß nicht gerade ganz unmöglich sein;" sagte er; „aber es gehört ein starker Glauben dazu, mein Herr."

„Es ist die reine Wahrheit, ich schwöre es Ihnen..."

„Haben Sie Jemand, der diese Thatsache beweisen kann?"

„Ich habe sie nur einem meiner Freunde anvertraut."

„Wie heißt dieser?"

„Juan von Carral."

„Das ist ein seltsamer Name," sagte der Staatsanwalt; „hat derselbe ein Geschäft?"

Xavier zögerte einen Augenblick. Er fühlte, daß jede seiner Antworten das Gepräge offenbarer Unwahrscheinlichkeit an sich trug.

„Ich weiß nicht, mein Herr, ich habe ihn nie darum befragt."

„Ha!" rief der Richter aus; „ein einziger Mann besitzt Ihr Vertrauen, und diesen Mann kennen Sie nicht einmal genug, um zu wissen, ob er ein Geschäft hat oder nicht... Das ist schwer zu glauben, mein Herr!"

Er stieß seinen Lehnsessel zurück und stand auf.

„Mein Herr, sagte er mit äußerster Kälte, aber ohne Härte, „Alles, was Sie mir sagen, mag wahr sein, aber dennoch glaube ich Ihnen nicht."

„Mein Herr!..."

„Wollen Sie schweigen! ... Sie erhalten jeden Monat dreihundert Franken, so behaupten Sie wenigstens ... mit dreihundert Franken aber, mein Herr, kann man nicht eine Summe von dreißig- oder vierzigtausend Livres auf einen Satz wagen ..."

„Habe ich denn das gethan?" rief Xavier aus, dem die Ereignisse des Morgens ein Traum waren.

„Ich muß den Verdacht hegen, daß Sie mich hintergehen wollen, und da Ihre Gegenwart in einem schlechten Hause dem Gericht das Recht gibt, der Wahrheit ganz auf den Grund zu gehen, so sehe ich mich genöthigt, Ihre vorläufige Gefangennehmung zu befehlen."

In diesem Augenblicke drehte sich die Thüre lang-

sam in ihren Angeln, und das von seinen weißen Haaren und seinem Barte eingefaßte schwarze Gesicht des Bettlers blickte aus deren Oeffnung hervor. Weder der Staatsanwalt noch Xavier gaben Acht darauf.

Der junge Mann stand mit niedergebeugtem Haupte da. Dieser unvorhergesehene Schlag, dessen schimpflichen Hieb er nicht abwehren konnte, drückte ihn zu Boden.

„Erbarmen, mein Herr, Erbarmen!" rief er aus, „ich bin unschuldig ... es war das Erstemal ..."

„Es ist immer das Erstemal," unterbrach ihn der Richter! „meine Pflicht geht überdieß Allem vor. Es liegt zwar kein bestimmtes Verbrechen gegen sie vor, aber Sie haben sich geweigert, auf die gesetzlichen Fragen der Obrigkeit wahrheitsgemäß zu antworten. Man wird daher Ihrem früheren Lebenswandel sorgfältig nachforschen ..."

„Aber das Gefängniß, mein Herr! ... Wie lang soll denn diese ungewöhnliche Gefangenschaft dauern? Bis wann? ..."

„So lange, bis das Gericht weiß, womit Sie Ihren Lebensunterhalt bestreiten ... oder bis eine achtbare Person sich uns stellen wird, die sich für Sie verbürgt."

Der Name des Herrn von Rumbrye schwebte auf Xavier's Lippen, aber er schämte sich, sein Unglück dem Mitleiden dieses Mannes preiszugeben, der ihn bis daher beinahe für Seinesgleichen gehalten hatte. Ueberdieß hätte er nicht einmal Zeit gehabt, diesen Namen auszusprechen; denn kaum hatte der Staatsanwalt den Mund geschlossen, als auch schon der schwarze Bettler die Thüre vollends rasch geöffnet, sich ihm genähert und vor ihn hingestellt hatte.

„Wie kommt es, daß man Sie bis hieher hat vordringen lassen? Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ fragte der Richter, die Stirne runzelnd.

„Meine nackten Füße machen keinen Lärmen,“ sagte der Neger, „ich bin der schwarze Bettler; „ich will dieses Kind befreien . . .“

Xavier warf auf den Neger einen zweifelnden und verwunderten Blick.

„Ich habe Alles gehört,“ fuhr Letzterer fort, „Sie fragen, wovon der junge Mann lebe: ich will es Ihnen sagen: Sie wollen haben, daß ein ehrenhafter Mann sich für dasselbe verbürge: hier bin ich.“

Bei diesen Worten hob sich des Schwarzen hohe Gestalt stolz in die Höhe, er kreuzte seine Arme über die Brust. Auf seinem ehrlichen Gesichte lag ein würdevoller, anmaßungsloser Stolz. Der Staatsanwalt, auf dessen Lippen kurz zuvor noch ein spöttisches Lächeln geschwebt, nahm alsbald wieder seinen gemessenen Ernst an.

„Sprechen Sie,“ sagte er, indem er sich wieder niedersetzte.

Neuntes Capitel.

Guter Gebieter mein!

Der Bettler sammelte sich einen Augenblick.

„Das Kind hat Ihnen die Wahrheit gesagt," begann er. „Es bekommt jeden Monat fünfzehn Louisd'or, und ich bin es, der dieselben auf seinen Balcon wirft."

„Ihr!" rief Xavier aus; „Ihr kennet also? . . ."

„Wir werden hierüber später sprechen, wenn wir allein sind," unterbrach ihn der Schwarze, dessen Stimme eine sanfte, beinahe liebkosende Biegsamkeit annahm. Hierauf fuhr er, gegen die obrigkeitliche Person gewendet, fort:

„Ich bin es, der ihm jeden Monat diese fünfzehn Louisd'or gibt.

„Von wessen Seite?"

„Von der meinigen."

Der Staatsanwalt zuckte die Achseln, der Neger aber fuhr fort, ihm festen Blickes in's Angesicht zu schauen.

„Von der meinigen," wiederholte er. „Seit langer Zeit schon strecke ich die Hand aus. Man kennt mich, und Niemand geht vorüber, der vor dem schwarzen Bettler nicht seine Börse öffnete. Das Kind selbst hat mir schon sehr oft Almosen dargereicht, denn es hat ein edles Herz . . . wenn ich wollte, ich wäre im Stande, ihm das Doppelte zu geben."

„Aber warum geben Sie ihm denn diese Summe?"

„Warum?" rief der Schwarze aus, dessen Züge ein tiefes, treuherziges Erstaunen ausdrückten; „Sie fragen mich, warum ich ihm diese Summe gebe? ... Nun ... für ihn ... für ihn allein war es ja, daß ich nach den Vorübergehenden die Hand ausgestreckt habe ... um seinetwillen allein bin ich Bettler geworden!"

Xavier sah bleicher aus, als der Tod; tief aufathmend hörte er jedem Worte zu, das aus dem Munde des Negers kam. Er schien von einem peinigenden, folternden Gedanken ganz eingenommen zu sein. Der Staats-Anwalt war in einiger Verlegenheit; eine leichte, aber zunehmende Rührung machte sich auf seinem strengen Gesichte bemerklich.

„Daß Ihr die Wahrheit sprechet, wackerer Mann, glaube ich," sagte er; „aber damit ist diese seltsame Geschichte nicht aufgeklärt. Zu einer solch seltenen und gänzlichen Aufopferung gehören gewichtige Gründe."

„Und wenn es gegolten hätte, etwas noch viel Schwereres auszuführen," entgegnete der Schwarze mit herzlicher Einfalt, „ich würde es gethan haben."

„Sie lieben also diesen jungen Mann recht? ..."

Der Bettler warf auf Xavier einen Blick voll unaussprechlicher Zärtlichkeit.

„O ja, ich liebe ihn," rief er voll schöner Leidenschaft aus, „warum sollte ich ihn auch nicht lieben? ..."

Er hielt inne und schien zu zaudern. Der Richter, auf den dieser ganze Vorfall einen lebhaften Eindruck gemacht hatte, schenkte ihm willig und neugierig sein Ohr. Xavier schlug die Augen nieder, wie wenn das Wort, das er hören sollte, sein Todesurtheil gewesen wäre.

„Ich liebe ihn allein auf dieser Welt," fuhr der

Schwarze fort; „ich liebe ihn so sehr, daß ich ihm gerne für immer eine Wohlthat verborgen hätte, deren Quelle ihm ein Erröthen abnöthigt; ich liebe ihn so sehr, daß ich ihn niemals Sohn genannt habe, obgleich ich sein Vater bin!“ ...

„Sein Vater,“ wiederholte der Staats-Anwalt, beinahe gerührt.

Xavier aber bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und fiel erschöpft in einen Lehnsessel nieder.

„Ein Neger! ein Bettler! ...“ murmelte er. „Mein Gott! Mein Gott!“

„Tadeln Sie ihn nicht,“ sagte der Neger zu dem Richter, der Xavier mit einem Blicke voll Mitleiden, in das sich einige Verachtung mischte, ansah; „dieß ist der seinem Alter eigene Stolz. Seine falsche Scham ist jetzt stärker, als seine Dankbarkeit ... morgen wird er mich um Verzeihung bitten.“

„Ich wünsche es,“ entgegnete der Mann des Gesetzes. „Mein Herr,“ fuhr er gegen Xavier gewandt fort „Sie sind jetzt frei und können nun Ihrem Vater folgen.“

Der junge Mann fuhr bei diesem Wort heftig zusammen. Seine Augen umwölkten sich; er sah im Geiste Helene in dem blendenden Schmuck des vorhergehenden Abends vorüberschweben; der aufgehobene Finger der Tochter des Marquis deutete auf den Greis, der unter dem Portal einer Kirche bettelte und sein Vater war. Jetzt war es kein Hinderniß mehr, was ihn von Helene trennte, sondern ein unüberschreitbarer Abgrund.

Schwankend lenkte er seine Schritte der Thüre zu; aber ehe er deren Schwelle überschritt, blieb er stehen, faltete gewaltsam seine Hände und schlug sich vor die Stirne.

„Mein Vater! mein armer Vater!“ stammelte er und stürzte weinend in die offenen Arme des Bettlers.

„Dank ... Dank!“ sagte ganz leise der Greis.

Hierauf zog er seinen Sohn mit sich fort; sein Auge strahlte voll unaussprechlichen Stolzes, und er warf dem Staats-Procurator die Worte hin:

„Sehen Sie nun, daß mein Kind ein edles Herz hat.“

Eine halbe Stunde nachher traten Xavier und der Bettler in das arme Dachstübchen, welches dem Letzteren zum Wohnort diente. Der junge Mann war außerordentlich traurig. Manchmal hatte er schon in seinen geschäftigen Träumen voll toller Befürchtungen und übertriebener Hoffnungen, in welchen sich häufig Leute ergehen, welche das Geheimniß ihrer Herkunft nicht wissen, auf leichte Anzeichen hin vermuthet, daß der Neger seine Familie kennen müsse; manchmal selbst war er schon über dem Gedanken zusammengeschaudert, daß derselbe vielleicht gar sein Vater sein könnte. Aber jedesmal hatte er diese närrische Vermuthung mit Unwillen zurückgewiesen, sich selbst des Aberwitzes beschuldigt und die unbegreiflichen Irrthümer verlacht, in welche sich seine Träume verloren.

Jetzt war es keine Vermuthung, ja nicht einmal ein Zweifel mehr. Die Wirklichkeit stand in ihrer furchtbaren, erschreckenden Wahrheit vor ihm.

Diesen seltsamen Ausgang der von ihr eingefädelten Intrigue hatte die Frau Marquisin von Rumbrye gewiß nicht voraussetzen können. So klug ihr Plan eingeleitet war, so unvermuthet war er nun an einem jener unerwarteten Zufälle gescheitert, welche man unmöglich vorhersehen kann. Aber wie sehr näherte sie gerade dieses Scheitern ihrem Ziele! Wie würde sie sich gefreut haben, wenn sie die fünf Stockwerke des Hauses in der

Straße Bourbon le Chateau hätte ersteigen und ihr neugieriges Auge an das Schlüsselloch des armen Dachstübchens legen können! Xavier war da, frei zwar wieder und der unwürdigen Fesseln entledigt, welche sie für ihn geschmiedet hatte. Aber, was ist besser, wenn man ein Mädchen von hoher Geburt liebt, für einen Mann ohne Herkunft, einen der Obrigkeit verdächtigen Landstreicher, oder für den anerkannten Sohn eines bettelnden Negers zu gelten?

Xavier wußte nichts von der Falle, welche ihm die Marquisin gestellt hatte; eben so wenig kannte er das Interesse, welches sie verleitete, ihn zu Grunde zu richten; alle seine Gedanken beschäftigten sich mit Helenen, und jetzt, da er seinen Vater kannte, durfte er nicht mehr hoffen.

Aber sein edles Herz kehrte nichts desto weniger sogleich wieder zurück. Er bekämpfte seine Verzweiflung und bemühte sich, den Mann zu lieben, dessen schweigende und wirklich erhabene Aufopferung das Geheimniß bewahrt, bis ihn der Zufall genöthigt hatte, es zu enthüllen. Er fühlte sich hingerissen von Bewunderung, von Mitleiden und Zärtlichkeit für diesen armen Vater, der alle Freuden und Genüsse kindlicher Liebe dem Glück seines Sohnes zum Opfer gebracht hatte.

Als er in das Dachstübchen trat, nahm er die Hand des Bettlers und drückte sie an seine Brust.

„Mein erstes Gefühl," sagte er, „war eine Undankbarkeit; mein erstes Wort eine Niederträchtigkeit... werden Sie mir verzeihen, mein Vater?"

„Stille, stille," sagte der Bettler, mit beinahe religiöser Ehrfurcht; „stille, Kind! Nenne mich nicht deinen Vater, denn hier, hier würde er uns hören!...

„Wer?“ fragte Xavier erstaunt.

„Er,“ sagte der Schwarze, „er!...“ und sein erhobener Finger deutete auf die Waffentrophäe, die neben dem Dachfenster seines Stübchens hing.

Xavier verstand ihn nicht.

„Er!“... fuhr der Bettler zitternd vor Rührung fort und setzte, indem er eine Thräne aus dem Auge wischte, hinzu: „Guter Gebieter mein!“

Eine feurige Hoffnung durchzuckte plötzlich Xavier's heftig pochendes Herz.

„Erklären Sie sich,“ sagte er; „erklären Sie sich in Gottes Namen deutlicher!“

Der Bettler schüttelte langsam den Kopf.

„Kleiner Gebieter ist nicht der Sohn zu armen Schwarzen,“ sagte er, indem er unwillkürlich wieder in sein negerisches Kauderwelsch verfiel, wie ihm dieß jedesmal begegnete, wenn seine Erinnerungen ihn auf längst verflossene Begebenheiten zurückführten.

Xavier hatte nicht Kraft genug, ihn weiter zu fragen. Sein weit geöffneter Blick allein und das raschere Pulsen der Adern seiner Schläfe kündigten seine ängstliche Neugierde an.

Der Schwarze erhob zum zweitenmal seine Hand und deutete wieder auf den Officiers-Hut und die Hauptmanns-Epauletten, welche neben dem Fenster hingen.

Xavier verstand ihn endlich. Ein Strahl der Freude verklärte sein Auge. Er fiel vor der Trophäe auf beide Kniee nieder.

„Mein Vater! mein Vater!“ rief er aus.

„Guter Gebieter mein!“ wiederholte schmerzlich bewegt der Neger.

Ein langes Stillschweigen erfolgte. Xavier, der

ganz und gar mit seiner selbstsüchtigen Freude beschäftigt war, dankte Gott aus dem Grund seiner Seele und dachte an Helene. In diesem ersten Augenblicke des begeisterten Jubels seines Herzens hielt er sie bereits für die Seinige. Die Hindernisse waren verschwunden. Hatte er denn jetzt nicht einen Vater?

Der schwarze Alte hatte sich neben ihn auf die Kniee niedergeworfen. Er schien in eine ernste und traurige Sammlung seiner Gedanken versunken zu sein.

„Er war gut," sagte er endlich, indem er seiner Stimme eine feierliche Betonung gab; „er war edel, er war tapfer! ... Er ist gestorben, aber ich bin der Sclave der Erinnerung an ihn geblieben."

„Er ist gestorben," wiederholte Xavier langsam, stand aber, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, schnell wieder auf.

„Und meine Mutter?" fragte er.

„Diese suche ich seit zweiundzwanzig Jahren," antwortete der Neger.

Der junge Mann senkte traurig den Kopf.

„Gestorben ... unbekannt!" murmelte er. „Doch, ich habe ja jetzt wenigstens das Andenken an einen Vater zu ehren und lieb und werth zu halten; sein Name wird mein Erbe sein ... Sein Name ... Ihr habt mir ja noch nicht einmal seinen Namen gesagt!"

„Es war der Hauptmann Lefebvre."

„Lefebvre!" wiederholte Xavier, wie wenn er sich diesen Namen hätte fest in sein Gedächtniß einprägen wollen.

„Kleiner Gebieter," fuhr der Bettler mit Wehmuth fort, „dieser Name wäre jetzt der eines großen Generals, wenn Gott ihm das Leben gelassen hätte; denn er ist jung gestorben, und sein Herz war stark."

„Erzählt mir von ihm," rief Xavier aus, „damit ich meinen Vater kennen lerne! er liebte Euch, nicht wahr?..."

Der junge Mann drückte bei diesen Worten die Hände des Bettlers in die Seinigen.

„Er hatte mir meine Freiheit geschenkt," antwortete der Letztere, und sein Auge strahlte vor Freude. „Er hatte Vertrauen zu mir ... zu mir, der ich ihm gehörte ... Oh, ich liebte ihn ... ich liebte ihn noch weit mehr, als ich Sie liebe, kleiner Gebieter?"

Er küßte Xavier's Hand voll Zärtlichkeit.

„Hören Sie," fuhr er sanft fort, „Sie müssen mir nicht böse sein, daß ich Sie einen Augenblick glauben ließ, Ihr Vater sei ein armer, schwarzer Bettler. Jener Mann, welcher die Gerechtigkeit handhabt, würde meinen Worten keinen Glauben geschenkt haben, wenn ich ihm gesagt hätte: Ich habe das gethan, weil er der Sohn meines verstorbenen Gebieters ist ..."

„Es ist wahr," unterbrach ihn Xavier. „Ihre Aufopferung überschreitet allen Glauben. Oh, ich bin gewiß nicht undankbar, mein wackerer Freund!"

„Sie sind sein Sohn;" entgegnete der Neger mit Nachdruck. „Keine Erkenntlichkeit! Er hatte befohlen, ich habe gehorcht."

Er nahm die Hand des jungen Mannes und setzte ihn auf sein Bett, während er selbst sich auf dem Boden auf den Trümmern eine Strohmatte zusammenkauerte.

„Sprechen Sie jetzt nicht mehr," begann er, indem er mit der Hand über seine Stirne fuhr, wie wenn er zerstreute Erinnerungen sammeln wollte; „ich will Ihnen seine und Ihre Geschichte erzählen."

Xavier schenkte ihm aufmerksames Gehör. Der Bettler fuhr mit langsamer, ernster Stimme fort:

„Es sind jetzt vierundzwanzig Jahre her. Wir erhielten aus Guadeloupe die Nachricht, daß sich die Schwarzen auf St. Domingo in Massen gegen die Colonisten empört hätten. Bei dieser Neuigkeit hätte noch vor zwei Jahren mir vor Freude das Herz im Leibe gelacht, aber seit zwei Jahren kannte ich meinen guten Gebieter. Vor einem Jahre hatte er mir die Freiheit gegeben, und ich hatte ihm dafür meine ganze Seele geschenkt.

„Eines Tages schiffte er sich auf einem Fahrzeug, welches nach St. Domingo segelte, ein; ich folgte ihm. Man hatte ihm die Capstadt als Posten angewiesen. Er war ein starker, unerschrockener, unermüdlicher Krieger. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß die Schwarzen nicht sowohl von dem ihnen innewohnenden Geist der Empörung selbst verleitet, sondern überdieß durch das Anstiften hinterlistiger Fremder aufgemuntert würden. Wir gingen daher jeden Morgen mit einander auf Kundschaft aus, durchstrichen allein die Felder der Ebene und wagten uns selbst manchmal in die entlegensten Negerhütten des Gebirges. Er unterhandelte mit ihnen, und ich übersetzte seine Rede meinen Brüdern.

„Ich übersetzte sie getreu, obgleich mein Herz seine Stimme dagegen erhob und mir Vorwürfe machte, daß diese Worte nicht im Interesse meiner Brüder waren. Allein er befahl: ich gehorchte.

„Als der Aufruhr allgemein wurde, traten Handlungen an die Stelle der Unterhandlungen. Jeden Morgen verließen wir die Stadt allein und bis zu den Zähnen bewaffnet. So gut verborgen auch ein Hinterhalt sein mochte, wir wußten jeden zu entdecken; denn ich ordnete den meinem Geschlechte eigenen Scharfsinn seinem Willen unter. Als ich Abends allein war, bat ich die Götter

meiner Väter um Verzeihung; denn ich war zum Verräther an meinen eigenen Landsleuten geworden.

„Oftmals wurden wir überfallen und angegriffen. Er hatte den Muth eines Löwen der Wüste. Die Feinde fielen ringsum unter seinen Händen, wie die Lianen *) der Urwälder unter dem Beil des Holzfällers. Ich schlug nie zu; aus Mitleiden mit mir hatte er es mir nie befohlen. Aber wenn ein Spieß oder ein Pfeil die Richtung nach seinem Herzen nehmen wollte, bot ich meine Brust dar...."

Hier schob der Neger die Lumpen zurück, welche seinen Oberleib bedeckten, und zeigte seine mit breiten Narben bedeckte Brust; dann fuhr er fort:

„Als hernach die Truppen aus der Capstadt marschirten, konnten sie sicher vordringen. Guter Gebieter kannte die genaue Lage der armen Schwarzen. Er kehrte stets als Sieger zurück.

„Einst kamen wir von einer dieser Streifereien ermattet und ermüdet heim. Statt sich jedoch wie sonst zur Ruhe niederzulegen, zog sich guter Gebieter sorgfältigst an und bereitete sich zu einem abermaligen Ausgange vor. Ich wollte ihm folgen. Er befahl mir, zu bleiben. Ich blieb.

„Von diesem Augenblicke an ging er jeden Abend aus, ohne mir zu erlauben, ihn begleiten zu dürfen. Bald kam er recht traurig, bald so freudig zurück, daß seine Munterkeit beinahe alle Grenzen überschritt. Diese untrüglichen Zeichen erinnerten mich an die Zeit, wo ich selbst als junger Krieger den launenhaften Tritten Daïda's, meiner Verlobten, in den frischen Oasen

*) Eine amerikanische Schlingpflanze.

des Landes meiner Väter gefolgt war. Er liebte eine Frau; ich errieth es und fürchtete für ihn...

„Und doch gab ich mir keine Mühe, den Namen dieses Weibes kennen zu lernen. Wenn er mir verbot, ihm zu folgen, geschah es, weil er ein Geheimniß vor mir haben wollte, und unbedingt fügte ich mich seinem Willen.

„Er brachte die Nächte außerhalb des Hauses zu und kam erst bei Tagesanbruch wieder. Gewissenhaft lauerte ich auf seine Zurückkunft; ich schlief nicht ein, ohne ihn noch zu erwarten, und rannte, wenn der Augenblick vorüber war, wo er gewöhnlich wiederkehrte, wie ein wildes Thier in meiner Hütte hin und her. Ich hätte mein Leben darum gegeben, ihm entgegengehen, über ihn wachen zu dürfen; aber ich ging nicht fort, weil er mir befohlen hatte, zu bleiben.

„Er liebte sie sehr, diese Frau! Wie oft habe ich ihn nicht ihren Namen lispeln hören, die Augen gen Himmel emporgehoben, wie man den Allmächtigen anruft! Sie war sein Abgott auf dieser Welt. Ich bat Gott, daß er sie veranlassen möchte, ihm ihr ganzes Herz zu schenken, um so viel Liebe würdig zu erwiedern. Ich fühlte daß sie ihm einen Schlag versetzen konnte, den meine Brust nicht abzulenken im Stande war. Meine Ahnungen waren richtig: sie liebte ihn nicht."

„Armer Vater!" rief Xavier aus.

„Armer, guter Gebieter!" wiederholte der Bettler. „Er war ganz glücklich, denn er wußte nichts; er hielt sich für geliebt; er kannte weder die Furcht noch das Mißtrauen.

„Zu dieser Zeit, kleiner Gebieter, sind Sie geboren. Die Frau, von der ich Ihnen eben erzählte, ist Ihre

Mutter. Ich wußte nichts von Ihrer Geburt. Ich sollte sie erst später erfahren, und zwar in einem Augenblicke, dessen Erinnerung hier (er deutete auf sein Herz) so lange mit niederdrückendem und grausamem Gewichte lasten wird, bis diese alten, morschen Glieder in der Tiefe des Grabes zu Staub geworden sind ...."

Zehntes Capitel.

Das Loch einer Kugel.

Eines Abends verließen wir die Capstadt mit unserem ganzen Detachement, fuhr der Bettler fort. Die Schwarzen hatten sich in großer Anzahl an den Küsten des Großen Flusses gezeigt und wir mußten voraussichtlich mehrere Tage im Felde bleiben. Guter Gebieter war an diesem Tage viel freudiger, als gewöhnlich; mit schnellem und leichtem Schritte und ein lustiges französisches Liedchen singend marschirte er voran. Ich war, wie immer, an seiner Seite. Er hielt mir seine Flasche mit Branntwein hin und hieß mich trinken.

„„Neptun sagte er, wenn ich eine Frau und ein Kind hätte, würdest du sie lieben?““

„Auf eine solche Frage konnte ich nicht antworten, ich legte nur meine Hand auf mein Herz.

„„Du würdest sie lieben,““ fuhr er fort, „„wie du mich liebst; nicht wahr, Neptun?... Wenn sie dir rufen

würde, würdest du jeden Wink belauschen, um ihr schneller gehorchen zu können? Du würdest sie bewundern... sie ist so schön!... Wenn das Kind lächelte, würdest du es in deine starken Arme nehmen und es einschläfern, es ist so frisch und so hübsch!...''''

„Mein Herz hüpfte vor Freude bei diesem Bilde.''

''''Ich habe eine Frau und ein Kind, Neptun,'''' fuhr er fort; ''''bei unsrer Rückkehr sollst du sie kennen lernen.''''

„Wir brachten die Nacht in einem von den Schwarzen verlassenen Lager zu. Am andern Morgen kam in dem Augenblicke, als wir ausmarschiren wollten, ein Eilbote aus der Stadt an. Er überbrachte einen an den Hauptmann Lefebvre adressirten Brief.

„Guter Gebieter erkannte ohne Zweifel eine gewisse, theure Handschrift, denn seine Hand zitterte vor Freude, als er das Siegel erbrach. Er las und erblaßte plötzlich.

„Er las zum Zweitenmale. Der Brief entglitt seinen Händen und fiel zu Boden. Er hob ihn nicht auf und kehrte in seine Hütte zurück, schwankend wie ein Betrunkener. Ich konnte lesen, denn guter Gebieter hatte mich einen Theil dessen gelehrt, worin man die Weißen unterrichtet; aber ich legte den Brief wieder zusammen, ohne auch nur einen Blick in denselben zu werfen und verbarg ihn auf meinem Busen. Ich wäre eher gestorben, als ihn seines Geheimnisses zu berauben.

„Als ich in die Hütte trat, hielt er seinen Kopf in beiden Händen und seufzte und schluchzte. Ich setzte mich in eine Ecke, einen Dolch im Herzen.

''''Neptun,'''' sagte er zu mir auf einmal, ''''ich will sterben.''''

„Zwei Thränen rieselten aus meinen Augen brennend heiß über meine Wangen herab; aber ich erwiederte:

„Es ist gut, Gebieter.

„„Ich habe keine Frau mehr,““ fuhr er fort; „„ich habe mein Glück und meine Hoffnung verloren ... ich bin allein ... sie liebte mich nicht ...““

„Er durchsuchte seine Taschen nach dem Briefe; ich gab ihm denselben schweigend. Er ergriff ihn mit Begierde, wie wenn er gehofft hätte, andere Buchstaben darin zu finden. Als er ihn auf's Neue durchlesen, fiel sein Kopf schwer auf seine Brust nieder.

„„Gib mir meine Pistolen,““ sagte er zu mir mit leiser und gebrochener Stimme.

„Meine Glieder waren wie von Blei. Ich stand aber dennoch auf und gab ihm mit abgewandtem Kopfe seine Waffen. Schon hörte ich den Hahn aufziehen; da flößte mir der Himmel einen Gedanken ein.

„Hat guter Gebieter auch sein Kind verloren? sagte ich.

„Dieses Wort brachte ihn wieder zu sich selbst. Er warf seine Pistolen weg und stand auf.“

„Vortrefflicher Vater!“ rief Xavier aus, „wie würde er mich geliebt haben! ... Aber, was stand denn in jenem unheilvollen Briefe?“

„Ich habe ihn gelesen, aber nicht ganz verstanden ...“

Er stand auf, öffnete seinen Koffer, nahm aus der Brieftasche, auf deren stählernem Schildchen der Name Lefebvre stand, einen Brief heraus, und gab ihn Xavier. Es war der Brief, welchen Florence Angèle ihrem Gemahl geschrieben hatte, ehe sie St. Domingo verließ. Wir haben denselben bereits unsern Lesern mitgetheilt.

„Welche sittliche Verdorbenheit und ausgetrocknete Dürre des Herzens!“ murmelte Xavier. „Oh, mein

armer Vater hat gewiß viel leiden müssen!... Und diese Frau ist meine Mutter!..."

„Guter Gebieter litt in der That viel, fuhr der Neger fort. Die letzten Tage waren von grausamem und bitterem Leid erfüllt. Er war gar nicht mehr derselbe Mann. Ich, der ihn früher als feurigen, von Muth und Kühnheit entflammten Krieger gesehen hatte, erkannte ihn nicht wieder. Sein junges Haupt war zur Erde niedergebeugt. Tag und Nacht dachte er an sie.

„Endlich hatte der Himmel Erbarmen mit ihm.

„Es war an dem Ufer des Großen Flusses. Die aufrührerischen Schwarzen kamen uns entgegen. Die Weißen waren Fünfhundert, die Schwarzen wohl Zehntausend an der Zahl. Guter Gebieter schien plötzlich wieder von einer düstern Thatkraft belebt zu sein. Er ließ zum Angriff schlagen und stürzte zuerst hervor. Es war ein heldenmüthiger Kampf, denn auch meine Brüder sind tapfer!... Vom Morgen bis zum Niedergang der Sonne blieben sie auf dem Schlachtfelde, wild auf die Soldaten drein schlagend, ihren Händen die Flinten entreißend oder ihre Gegner in ihren nervigen Armen erstickend. Oft gelang es ihnen, die regelmäßig geschlossenen Linien der Franzosen zu durchbrechen; dann aber stürzte guter Gebieter wie ein Tiger auf sie. So oft er über sie herfiel, wichen die Schwarzen erschrocken zurück; man hätte ihn für den Kriegsgott selber halten mögen, den unsere Väter mit einer riesigen Keule in der Hand, Tod und Verderben in seinem Gefolge, darstellen...

„Meine Brüder waren besiegt, ihre Leichname bedeckten das Ufer des Flusses. Sie retteten sich durch Schwimmen oder verschwanden hinter den Lianen,

welche sich um die schlanken Stämme der hohen Palmbäume schlingen.

„Guter Gebieter wollte nicht, daß man sie verfolge; aber in dem Augenblicke, als das Feuer aufhörte, in dem Augenblicke, als er Gnade widerfahren zu lassen befahl, ertönte hinter der Einzäunung einer Kaffee-Pflanzung noch ein Flintenschuß, und guter Gebieter fiel, von einer Kugel in die offene Brust getroffen, rücklings zu Boden."

Der Bettler hielt inne, von dieser grausamen Erinnerung niedergedrückt. Xavier saß mit niedergebeugtem Haupte da, seine Hände waren gefaltet, er wartete und schwieg.

„Ich entriß einem Soldaten den Säbel," fuhr der Schwarze fort, „und stürzte hervor. Bis daher hatte ich nicht dreingeschlagen, aber ich mußte guten Gebieter rächen.

„Als ich wieder zu ihm zurückkehrte, trof mein Säbel von Blut. Es war das Blut eines meiner Brüder.

„Als er mich sah, gab guter Gebieter denen, welche ihn umgaben, ein Zeichen, sich zu entfernen. Als sie zögerten, sagte er:

„„Meine Wunde ist tödtlich, ich fühle es. Laßt mich mit Neptun allein.""

„Ich näherte mich ihm sogleich.

„„Neptun,"" sagte er zu mir mit gebrochener Stimme, „„ich vermache dir meinen Sohn; du wirst sein Vater sein ... du wirst jene Frau aufsuchen, welche seine Mutter ist ... verstehst du mich? ... Du wirst suchen, bis du sie gefunden hast ... in Ermanglung seiner Eltern soll mein Sohn wenigstens dereinst ein Vermögen besitzen, denn jene Frau ist reich. Wirst du mir gehorchen?..."" —

„Ja, Gebieter, antwortete ich."

„„Du wirst Dein Leben lassen für das Kind?""

„Ja, Gebieter."

„„Und seine Mutter aufsuchen?"" ...

„Ich werde sie finden, Gebieter ... Ihr Name...

„Er wollte sprechen, aber seine Kräfte verließen ihn. Er konnte mir nur noch die Stelle bezeichnen, wo Sie sich aufhielten, und den Namen Ihrer Mutter betreffend mir durch ein Zeichen bemerklich machen, daß ich denselben auf einem Papier finden werde, das er aus seinem Busen nahm. Hierauf starb er."

Der Neger stand auf und öffnete den Koffer wieder, aus dem er ein zweites Papier herauszog.

„Dieß ist das Papier, das er mir gab," fuhr er fort; „es ist Ihr Geburtsschein, kleiner Gebieter."

Es verstrich einige Zeit, ehe Xavier, den diese traurige Erzählung ungemein niedergedrückt hatte, das Wort wieder ergriff; aber seit zwanzig Jahren hatte er von seiner Herkunft nichts gewußt, und die Neugierde überwand den Schmerz.

„Mein Geburtsschein," wiederholte er, indem er die Hand darnach ausstreckte. „Ihr sagtet aber eben, daß Ihr den Namen meiner Mutter nicht wüßtet."

„Ich sagte die Wahrheit," antwortete der Bettler.

Er entfaltete das Papier, in dessen Mitte sich ein rundes Loch befand, von dem Umfange eines Zwanzigfrankenstücks.

„Guter Gebieter trug diesen Schein auf der Brust," nahm der Neger wieder das Wort, indem er auf das Loch deutete. „Hier ist die Kugel durchgedrungen, die ihn tödtete. Mit dem Namen Ihrer Mutter durchbohrte das feindliche Blei sein Herz ..."

Xavier ergriff lebhaft das Papier. Das Loch der Kugel befand sich wirklich unmittelbar hinter den Worten: Florence Angèle... Der Familien-Name fehlte. Xavier drehte und wendete den Geburtsschein nach allen Seiten.

„Nichts!" sagte er endlich; „nicht ein einziges Merkmal ... was liegt indessen daran? Ich verzichte recht gerne auf das Vermögen dieser Frau."

„Aber der Wille Ihres Vaters," rief der Bettler aus.

„Dieser Wille war eine Art letzter Wohlthat, ich kann darauf verzichten."

„Darauf verzichten, kleiner Gebieter!" rief der Schwarze entsetzt aus. „Seinen Willen vergessen, seinen letzten Befehl hintansetzen! ... Oh! hoffen Sie das nicht! So lange ein Tropfen Blut in meinen Adern sein wird, werde ich gehorchen, ich ... verstehen Sie mich! ... Er hat gesprochen, ich handle, wie ehemals, wie immer. Seine Befehle sind mir Gesetze, heilige Gesetze, welche nicht übertreten, nicht lange erst untersucht werden dürfen ... Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich noch Sclave sei, der Sclave einer Erinnerung!"

Während er so sprach, richtete sich seine große Gestalt erhaben auf; sein Auge glänzte, aus allen seinen Zügen sprach ein thatkräftiger, unbeugsamer Entschluß.

Xavier erkannte mit Bewunderung diese grenzenlose Aufopferung an. Er durfte den Mann nicht vor den Kopf stoßen, der sein Wohlthäter war.

„Wir werden mit einander suchen, weil Ihr es denn wollt; da Ihr aber doch gewiß sorgfältigst gesucht habt, muß ich beinahe annehmen, daß, wenn es während dieser zweiundzwanzig Jahre möglich

gewesen wäre, diese Frau auszukundschaften, Ihr sie gewiß längst gefunden haben müßtet."

„Ich habe gethan, was ich konnte," antwortete der Schwarze; „aber dieß überhebt mich der Sorge nicht, weitere Nachforschungen anzustellen. Ich habe Ihnen gesagt: ich werde sie finden, und ich muß sie finden, oder über der Aufgabe sterben! ... Nach dem Tod guten Gebieters machte ich mich auf der Stelle an die Arbeit, welche er mir anvertraut hatte. Die Weißen waren überall unterlegen und es ward befohlen, daß sich die Uebriggebliebenen zum alsbaldigen Einschiffen bereit halten sollten. Es war dieses ein großes Unglück für mich; denn in St. Domingo hätte ich mich erkundigen, sie aufsuchen, sie vielleicht entdecken können. ... Statt dessen hatte ich kaum Zeit, Sie von dem Orte abzuholen, wo Sie Ihr Vater untergebracht hatte. Wir schifften uns mit einander ein und stiegen einige Monate nachher in Frankreich an's Land. Ich hatte Ursache zu glauben, daß uns Ihre Mutter hierher vorausgegangen sei.

„Wir lebten zwei Jahre lang von einer kleinen Summe, welche ich vor unserer Abreise aus der Wohnung Ihres Vaters mitgenommen hatte. Während dieser zwei Jahre suchte ich unaufhörlich. Es gibt keinen Palast, kein Haus, das ich nicht durchsucht habe. In Ermanglung Ihres Familien-Namens wußte ich den Namen der Gattin Ihres Vaters: ich fragte nach Madame Lefebvre. Es gibt viele Familien dieses Namens zu Paris; ich sah mehrere derselben, fand aber nicht das, was ich suchte. Wenn ich dann Abends in unsere arme Wohnung zurückkehrte, trug ich Sie auf den Händen, kleiner Gebieter, wiegte sie auf

meinem Schooße und schläferte Sie ein, indem ich Ihnen ein Liedchen aus Afrika oder den Antillen vorsang.

„Ein gelehrter Mann, an den ich mich wandte, schrieb für mich nach St. Domingo; aber die Schwarzen waren jetzt vollkommen Meister der Insel geworden; sie hatten alle Gerichtsbücher und andere Papiere der Colonie zerstört. So war ich genöthigt, den weißen Mann für seine Rathschläge zu bezahlen, ohne aus denselben den geringsten Nutzen ziehen zu können.

„Jetzt begann die Noth. Ich versuchte zu arbeiten. Die Arbeit in Europa gleicht der auf den Colonieen ganz und gar nicht. Man nahm mich in die Lehre; ehe ich aber geschickt genug war, um Geld zu verdienen, hatten wir Hunger, kleiner Gebieter, und ich wurde — Bettler."

Xavier drückte schweigend die Hand des Schwarzen.

„Das Erstemal, als ich die Hand ausstreckte," fuhr dieser fort, „empörte sich mein Herz dagegen und meine Augen schlossen sich. Ich ward versucht, zu fliehen, um meine Schande, wie ich es nannte, zu verbergen, aber ich dachte an Sie, der daheim in meiner Wohnung weinte, ich dachte an meinen Gebieter, der, ohne dem Himmel zu fluchen, ohne sein Schicksal zu verwünschen, von der Erde geschieden war, weil er auf mich hoffte, auf mich baute. Der Stolz trat an die Stelle des Widerwillens, und ich fühlte mich stark. Ich schämte mich, aber nur, daß ich hatte schwanken können ...

„Anfangs gab man mir wenig, später mehr, zuletzt viel; die Bettler haben auch ihre Kundschaft. Ich wurde der Gegenstand ausgezeichneter Gunstbezeigungen des Publikums; ich war ein schöner Schwarzer, man sah mich an und war erstaunt, mich nicht laut um

Almosen betteln zu hören. Was man dem lauten kläglichen Hilferuf anderer Unglücklicher verweigerte, gewährte man meiner stummen Bitte. Nach und nach entfernten sich meine Mitbewerber und ich blieb allein Herr der Kirchthüre von Saint Germain des Prés.

„Sie wurden größer. Als Sie fünf Jahre alt waren, vertraute ich Sie fremden Händen an; ich hatte meinen eigenen Zweck dabei. Ich wußte, daß das stolze Herz Ihres Vaters in Ihnen fortleben würde, und Sie sollten die armselige Quelle nicht kennen lernen, aus der Ihr Lebensunterhalt floß. Im zwölften Jahre schickte ich Sie in die lateinische Schule.

„Erinnern Sie sich noch, kleiner Gebieter, jenes Mannes, der jeden Abend zu der Frau kam, welche Sie Ihre Mutter nannten? ... Jenes Mannes, der, sobald es Nacht geworden war, sich Ihrer Wiege näherte und einen Kuß auf Ihre Stirne drückte? ..."

„Das waret Ihr," unterbrach ihn Xavier gerührt.

„Ich war es ... Später, als Sie in der Schule waren, folgte ich Ihnen auf allen Ihren Spaziergängen; hinter irgend einem Gebüsch verborgen, schaute ich Ihren kindlichen Spielen zu ... ich war immer um Sie, kleiner Gebieter! ... Noch später, als Sie die Schule verließen, veranlaßte Sie eine unschuldige List, deren Erfolg mich ganz glücklich machte, Ihre gegenwärtige Wohnung zu Ihrem Aufenthaltsorte zu wählen. Von nun an verließ ich Sie nicht mehr. Ich sah Sie jeden Tag, jede Stunde, könnte ich sagen. Ich errieth Ihr ganzes Leben, Ihre kleinen Leiden, Ihre zärtlichen Hoffnungen ..."

„Wie!" rief Xavier aus, „Ihr wußtet? ..."

„Sie ist sehr schön," antwortete der Schwarze

lächelnd. „Schon lange Zeit liebe ich sie, das sanfte Kind, denn ich sah sie einst ihr großes blaues Auge liebend zu Ihnen emporheben .... Möge Gott Ihnen alles das Glück schenken, kleiner Gebieter, das Ihr Vater verdient hat!"

„Sie ist sehr schön!" wiederholte Xavier kopfschüttelnd, „aber sie ist reich ... sie ist von Adel ..."

Hierauf fuhr er, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fort:

„Aber warum habt Ihr mir so lang den Namen meines Vaters vorenthalten?"

„Ihre Mutter hatte Sie verlassen," antwortete der Schwarze. „Da nun meines Erachtens eine starke Veranlassung dazu gehört, wenn eine Mutter die Liebloſigkeit so weit treibt, ihrem eigenen Kinde zu entfliehen, so dachte ich mir, sie werde, wenn sie Ihre Anwesenheit in Paris in Erfahrung brächte, ihre Vorsichtsmaßregeln verdoppeln, sich noch mehr verbergen ... Und ich muß sie doch wieder finden, weil guter Gebieter es mir befohlen hat ... Ohne das zufällige Ereigniß, welches uns einander näher gebracht hat und über welches ich nicht den Muth habe, mich zu beklagen, denn seit einer Reihe von Jahren verschafft es mir die ersten freudigen Augenblicke wieder, — ohne dieses Ereigniß, sage ich, würde ich Ihnen noch nichts geoffenbart haben. Ich weiß nicht einmal, ob ich in der verflossenen Woche Ihr Geheimniß verrathen hätte, selbst wenn es gegolten hätte, Sie zu retten, kleiner Gebieter!"

Xavier drückte eine Geberde des Erstaunens aus.

„Ich gehöre immer noch *ihm*," sagte der Bettler, in Erwiederung auf jene Geberde; „*sein* Wille geht mir vor Allem! ... Aber seit vorgestern ist eine

Veränderung eingetreten. Ich habe die Entdeckung gemacht ..."

„Welche Entdeckung?" fragte lebhaft der junge Mann.

„Ich bin ihr auf der Spur, kleiner Gebieter!"

Der Schwarze zog ein feines, gesticktes Sacktuch aus seinem Busen und breitete es vor Xavier aus.

„F. A.!" rief er aus, indem er mit einem naiven, triumphirenden Blicke auf das Zeichen deutete.

„F. A...." wiederholte, Xavier ohne ihn zu verstehen.

„Florence Angèle!" sagte der Bettler.

„Ach, mein guter Neptun, in Paris gibt es vielleicht zehntausend solche Zeichen! ..."

„Wohl, aber nur ein Gesicht, das dem Ihrigen so sehr gleichen kann, wie das dieser Frau."

„Sie gleicht mir! Kennt Ihr sie denn? ... Wo wohnt sie?"

Diese dringenden Fragen trübten plötzlich wieder des Negers Freude.

„Ich kenne sie nicht," murmelte er; „ich weiß nicht, wo sie wohnt."

„Dann, mein armer Freund ..." fuhr Xavier fort —

„Aber ich habe sie gesehen," unterbrach ihn der Schwarze, der wieder in seine frühere Begeisterung verfiel; „unter Tausenden wollte ich sie herausfinden ... ihre Gestalt von hinten wieder erkennen ... ihren Wagen in unabsehbarer Ferne entdecken ... Ich werde sie wieder finden, kleiner Gebieter, ich werde sie wieder finden."

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Während diese Scene in Neptun's armseligem Dachstübchen vor sich ging, stand Carral in einem der kleineren Säle des Hôtels Rumbrye vor einem Sopha, auf welchem die Marquisin von Rumbrye lag.

Es war ein allerliebstes Kabinetchen, dieses kleine Sälchen. Ein einziges Fenster mit Scheiben von Spiegelglas öffnete dem Licht durch schwere seidene Vorhänge von dunkelblauer Farbe, welche mit feinem, weißem Seidenstoffe ausgefüttert waren, den Zutritt. Gemälde von Meisterhänden schmückten die Wände, auf welchen sich um die Felder des Getäfels und die breiten, goldenen Spiegelrahmen herum leichte Blumenguirlanden von Lilien zogen. Das Fenster stieß auf einen geräumigen Garten. Gänzliches Stillschweigen herrschte in dieser lieblichen Einsamkeit, wo selbst das Geräusch der Tritte sich unter der weichen Decke reicher Teppiche verlor.

Frau von Rumbrye lag auf dem Sopha in einem Zustande vollständiger Unbeweglichkeit. Trotz dem günstigen Dämmerlichte, welches das Kabinet erhellte, bemerkte man eine ungewöhnliche Abspannung auf ihrem Gesichte. Der Ring, welcher ihr Auge umgab, war tiefer gehöhlt. Heute hätte sich Niemand über ihr Alter getäuscht.

An diesem Unglück war theilweise der Ball der vergangenen Nacht, theilweise die abscheuliche Laune Schuld, in der sich heute die Frau Marquisin befand.

„Du hast ihn also gesehen?" ... sagte sie plötzlich, indem sie ihren Blick auf Carral richtete.

„Mit meinen eigenen Augen," antwortete der Mulatte. „Der Teufel muß seine Hand im Spiel gehabt haben! ... Anfangs ging Alles über Erwarten

gut. Ich hatte Ihre Befehle ausgeführt, der Polizei-Commissär hatte seine Schuldigkeit gethan. Zum Glücke erschwerte auch noch ein eigener Umstand, der mir selbst noch ein Räthsel ist, sein Vergehen; er wurde nämlich als der Einzige unter allen Spielern, der auf der That ertappt worden war, sogleich vor Gericht geführt. Ich glaube ihn bereits in sicherer Haft und schleiche nur noch einige Zeit um den Justiz-Palast herum, um schneller den Ausgang erfahren und Ihnen mittheilen zu können; da sehe ich ihn mit jenem verwünschten Neger fortgehen, der gewöhnlich unter meinen Fenstern bettelt . . ."

„Mit einem Bettler?" fragte die Marquisin.

„Mit einem Bettler."

„Was mögen wohl diese Beiden mit einander Gemeinschaftliches haben?"

„Die Hölle weiß es! . . . Ich sah ihn frei und entlassen fortgehen . . . er ist uns entwischt!"

„Du bist entweder ein treuloser, falscher, oder ein höchst ungeschickter Kerl, Jonquille!" rief Frau von Rumbrye zornig aus.

Der Mulatte biß sich in die Lippe und antwortete nicht.

Eilftes Capitel.

Die Einladung.

„Mein Sohn muß dieses Vermögen bekommen,“ fuhr die Marquisin leise und wie mit sich selbst sprechend fort; „er muß es! ... Herr von Carral,“ wandte sie sich hierauf wieder mit heimtückischem Lächeln an den Mulatten, man sagt, Sie können den Degen führen, wie der heilige Georg, Ihr College, selbst?“

„Ich fechte schon seit fünfzehn Jahren,“ erwiederte Don Juan mit gewichtiger Miene.

„Vortrefflich! ... Man sagt auch, daß Sie im Pistolenschießen Ihres Gleichen suchen.“

„Ich schieße auf dreißig Schritte Kugel auf Kugel, Madame.“

„Das muß prächtig sein! ... Was heißen Sie denn Kugel auf Kugel schießen, Herr von Carral?“

Die Stimme der Marquisin wurde immer einschmeichlerischer.

„Das heißt,“ erwiederte der Mulatte, „eine zweite Kugel ungestreift durch das Loch jagen, welches die erste gemacht hat.“

„Das ist in der That erstaunlich!“ sagte die Marquisin, indem sie sich ein wenig aufrichtete; „da müssen Sie ja auf dem Kampfplatze ein fürchterlicher Mann sein, Herr von Carral?“

Der Mulatte dachte einen Augenblick nach. Er warf Frau von Rumbrye einen hinterlistigen, haßvollen

und rachedürstenden Blick zu. Aber schnell wie der Gedanke trat an die Stelle dieses Blicks sein gewöhnlicher Ausdruck des unterwürfigsten Gehorsams wieder.

„Haben Sie Jemand zu tödten?" fragte er.

Die Marquisin fuhr bei dieser rohen Frage zusammen; statt sich aber über dieselbe zu beklagen, nahm sie vielmehr die Hand des Mulatten.

„Wenn Sie das thun würden," murmelte sie, „würde ich Sie jeder ferneren Dienstleistung auf immer entbinden!"

„Wenn ich was thun würde?" fragte Carral, der sich stellte, als ob er sie nicht recht verstanden hätte.

„Alfred muß Fräulein von Rumbrye's Gemahl werden," sagte sie ungeduldig, „und dieser Mensch steht uns im Wege."

„Das ist wahr," entgegnete der Mulatte.

Frau von Rumbrye stieß mit ihrem kleinen Fuße heftig auf den Boden.

„Ihr versteht den Degen und das Pistol zu führen; ein Duell . . ."

„Ich begreife," sagte Carral.

„Endlich! . . ."

„Aber ich bin feig, Madame, und schlage mich nie."

„Elende Sclavenseele!" rief die Marquisin verächtlich aus.

Carral that, als schenke er dieser Beleidigung keine Beachtung und fuhr, ohne sich dadurch aus der Fassung bringen zu lassen oder in Zorn zu gerathen, ruhig fort:

„Man kann auch ohne Zweikampf tödten; was kann Ihnen an den Mitteln liegen, wenn nur das Resultat dasselbe ist?"

Frau von Rumbrye senkte unschlüssig den Kopf. Während der Zeit blickte sie das Auge des Mulatten mit einem verstohlenen, tiefen Groll hegenden Blicke an. Wenn sie diesen Blick bemerkt hätte, wäre sie nicht unschlüssig gewesen, denn sie würde eine Falle gefürchtet haben."

„Er ist noch so jung," sagte sie endlich. „Wenn man ihn auf eine andere Weise aus dem Weg räumen könne?"

„Das wäre freilich besser, Madame."

„Und doch würde jenes andere Mittel auf einmal und für immer aller unserer Verlegenheit ein Ende machen! . . ."

„Auf einmal und für immer, Madame."

Diese eisige Kaltblütigkeit des Mulatten in einem solchen Augenblicke war etwas so Außergewöhnliches an ihm, daß Frau von Rumbrye anfing, ihn unruhig zu betrachten.

Aber Carral hatte bereits wieder Zeit gefunden, seinem Gesichte einen andern Ausdruck zu geben; sie entdeckte auf demselben nichts mehr, als einen ehrfurchtsvollen, unbedingten Gehorsam.

„Nun," sagte sie, indem sie sich auf die andere Seite ihres Sophas schob, um ihrem Vertrauten näher zu sein, „wie machen wir's?"

„Sind Sie fest entschlossen?"

„Ja . . . wohl . . . ich bin entschlossen."

„So hören Sie mich!"

Der Mulatte setzte sich mit ungewöhnlich kecker Miene neben seine ehemalige Gebieterin. Schon der bloße Gedanke an ein gemeinschaftlich zu verübendes Verbrechen hatte sie ja jetzt auf die gleiche Stufe gestellt.

„Morgen," fuhr er fort, „reisen Sie auf Ihr

Landgut. Der Herr Marquis hat Xavier in meiner Gegenwart eingeladen, ihn dort zu besuchen. Wiederholen Sie Ihrerseits schriftlich dieselbe Einladung."

„Nein, nein," rief lebhaft die Marquisin aus, „dieser Brief könnte . . ."

„Sie haben Recht. Sie dürfen sich nicht bloßstellen . . . ich selbst werde schreiben . . . nur setzen Sie den Herrn von Rumbrye in Kenntniß, daß Sie mich eingeladen haben."

„Dieß will ich thun."

„Das Uebrige geht mich an . . . Morgen also, gute Gebieterin, werden wir uns auf dem Schlosse zu Rumbrye wieder sehen."

Der Mulatte entfernte sich. Als er auf der Straße war, erleichterte ein krampfhaftes Lächeln seine gepreßte Brust. Er fing an, so übertriebene Bewegungen und Geberden zu machen, daß die Vorübergehenden ihn für einen Narren hielten.

„Ich werde einen Mord begehen," dachte er, „aber ich werde dadurch ihr Gebieter, wie ich vorher lange Zeit ihr Sclave war. O, wie werde ich mich dann an ihr rächen! . . ."

Er trat in ein Kaffeehaus, wo er schnell einige Worte niederschrieb, seinen Brief zusammen legte, denselben an Xavier adressirte und in einen Briefkasten der Post werfen ließ.

Es war schon sehr spät. Xavier war nach Hause zurückgekehrt und hatte sich gewundert, daß Carral seit dem vormittägigen Ereigniß sich nicht wieder im Hôtel hatte blicken lassen. Der Bettler hatte ihm nichts von dem Brief gesagt, welcher auf so geheimnißvolle Weise dem Polizei-Commissär zugeschickt worden war, und

der junge Mensch schöpfte daher keinen Verdacht. Er hatte auch keine Zeit, seinen Geist jetzt mit solchen Nebensachen zu beschäftigen.

Sein Geschick hatte sich ja seit vierundzwanzig Stunden gewaltig verändert. Von nun an hatte er eine Vergangenheit, er durfte somit auch an eine Zukunft glauben. Seine gegenwärtige Lage war übrigens nichts weniger als glänzend, und die Enthüllungen des Bettlers hatten ihn nicht in den Stand gesetzt, alle Stufen der gesellschaftlichen Leiter mit Einem Satze zu überspringen, wie dieß gewöhnlich bequemer Weise in den romanhaften Ausgängen der meisten zur Unterhaltung erfundenen Schauspiele der Fall ist. Seine Herkunft blieb bescheiden, und die Geschichte seiner Familie war eine recht traurige.

Aber er hatte einen Augenblick befürchtet, der Sohn eines Negers, eines Bettlers zu sein, während es sich jetzt zeigte, daß sein Vater ein tapferer Soldat gewesen. Er hatte doch von nun an einen ehrenhaften, wenn nicht gar einen berühmten Namen, und war, was auch der alte Neptun dagegen thun oder sagen mochte, fest entschlossen ihn zu führen. Xavier hatte ein biederes und edles Herz. Er wußte wohl das selbst in seiner Uebertreibung Große des unbedingten Gehorsams, welcher der Aufopferung des Negers zu Grunde lag, zu schätzen; aber jene gänzliche und unvernünftige Verläugnung seiner selbst ließ doch noch zu sehr den Sclaven erkennen. Der gute Schwarze gab sich so zu sagen selbst auf, um an die Stelle seines eignen Willens, den todten Buchstaben eines fremden zu setzen. Wenn er gesagt hatte: „Guter Gebieter hat befohlen!“ so war jede Widerrede, jede auch noch so vernünftige

Einwendung überflüssig; sie war von ihm schon zum Voraus widerlegt und verworfen. Xavier konnte ihm auf diesem Wege natürlich nicht folgen. Höchstens wünschte er seine Mutter wieder zu finden, deren unwürdiges Betragen ein niederdrückendes Gewicht auf seinem Herzen zurückgelassen. Früher hatte er leidenschaftlich den Wunsch gehegt, Vermögen zu besitzen, um sich dadurch Helenen mehr zu nähern; jetzt, wie dieß immer in dem ersten Augenblick eines unverhofften Glücks geschieht, glaubte er desselben nicht mehr zu bedürfen und wähnte sich schon an dem Ende seiner Mühen und seiner Qualen. Seine Freude verbarg ihm die Hindernisse, welche zwischen ihm und der Erbin des Hauses Rumbrye immer noch bestanden.

Er hatte sich in dieses Labyrinth verwirrter Gedanken, welche beständig den Mann heimsuchen, dessen Leben eben eine glückliche oder unglückliche Wendung genommen hat, verloren, als die Thüre seines Zimmers geöffnet wurde und der schwarze Bettler mit einem Paket unter dem Arm sachte hereintrat.

„Kleiner Gebieter," sagte er: „hier bringe ich Ihnen Ihr Eigenthum."

Er legte das Päckchen auf den Tisch, und näherte sich Xavier.

„Sie werden mich vielleicht beschuldigen, Ihnen dasselbe so lange vorenthalten zu haben," fuhr er fort; „aber ach! ich betrachtete diese kostbaren Reliquien so außerordentlich gerne des Abends, ehe ich meine Augen zum nächtlichen Schlummer schloß! . . . Ueberdieß kannten Sie ja Ihre Geschichte nicht und dieselben hatten somit bis daher auch keinen Werth für Sie."

Xavier errieth, was in dem Paket enthalten war.

Er öffnete dasselbe ehrfurchtsvollst und breitete auf dem Tische die verschiedenen Gegenstände aus, welche wir bereits als Trophäe in dem Zimmerchen des Bettlers aufgehängt gesehen haben.

„Das ist also Alles, was mir von meinem Vater. übrig geblieben ist!" sagte der junge Mann vor sich hin.

Bei diesen Worten gerieth Neptun in eine gewisse ängstliche Verlegenheit.

„Verzeihen Sie mir, kleiner Gebieter," stotterte er.

Xavier hörte nicht auf ihn.

„Armer Vater!" fuhr er fort, „wie stolz und eifersüchtig bin ich auf jeden Gegenstand, aus dem dieser kleine, traurige Schatz besteht! . . ."

„Ich will sie Ihnen auch bringen, kleiner Gebieter, ich will sie Ihnen auch bringen," sagte demüthig der Schwarze.

„Was wollt Ihr mir noch bringen, mein wackerer Freund?"

„Ich hatte geglaubt . . . Es hat mich so viel Mühe gekostet, mich davon zu trennen, kleiner Gebieter! Wider Willen ist die Uniform guten Gebieters meinen Händen entfallen, als ich dieses Paket machte . . . ich habe sie dem Uebrigen beifügen wollen, aber" . . . ein tiefer Seufzer hob die Brust des Schwarzen.

„Aber ich werde jetzt allein in meiner Wohnung sein," fuhr er fort. „Ich habe nichts mehr . . . gar nichts mehr! . . . Wenn ich sagen will „„Guter Gebieter mein!"" . . . wird er mich wohl noch hören?"

„Behalte sie, Neptun," sagte Xavier gerührt. „Du hast sie besser verdient, als ich, und die Uniform meines Vaters ist ganz an ihrem Platze über dem Bette seines getreuen Dieners."

Neptun schlug in seine Hände und hüpfte vor Freude.

„Danke" sagte er, „tausend Dank, kleiner Gebieter! ... Sie sind beinahe eben so gut, wie er."

Ein Diener des Hauses überbrachte einen Brief mit Xavier's Adresse und entfernte sich sogleich wieder. Während der junge Mann dieses Schreiben las, zeigte sich auf seiner Physiognomie ein Gefühl unendlichen Wohlbehagens, welches das breite Gesicht des Bettlers wie ein Spiegel zurückstrahlte. Nachdem er gelesen, ging Xavier händereibend im Zimmer auf und ab.

„Ich werde sie wieder sehen," murmelte er, „ich werde allein mit ihr sein ... ich werde ihr das Glück erzählen, das mir Gott zu Theil werden ließ ... Ja, ja, ich werde hingehen! Eine solche Gelegenheit versäumen, wäre eine ausgemachte Thorheit ... Neptun," fuhr er an den Bettler gewendet fort, „ich werde dich auf einige Tage verlassen, mein Freund."

„Mich verlassen!" antwortete der Bettler, „warum?"

„Ich gehe auf's Land."

„Ich werde Ihnen folgen, kleiner Gebieter."

„Das ist unmöglich, Neptun."

Der Neger senkte den Kopf und begann nachzudenken.

„Er hat mich beauftragt, über Sie zu wachen," sagte er langsam und mit entschlossener Stimme, „ich werde wachen. Es ist nichts unmöglich, wenn es sich darum handelt, gehorsam zu sein."

Plötzlich schien ein neuer Gedanke durch seinen Kopf zu fahren, und er begann mit heftiger Gemüthsbewegung:

„Sie haben einen Feind, kleiner Gebieter."

Zum dritten Male seit zwei Tagen hatte Xavier dieselbe Warnung empfangen.

„Kennt Ihr ihn?“ fragte er.

„Ich kenne ihn, und bei der Erinnerung an guten Gebieter habe ich geschworen, ihn zu tödten!“

„Ihn zu tödten,“ wiederholte Xavier zusammenfahrend, „was denkt Ihr?“

„Man vergißt einen solchen Eid nie!“ bemerkte der Bettler mit einer gewissen wilden Kraftäußerung.

Plötzlich aber mäßigte er den lauten Ausdruck seiner Stimme und fuhr fort:

„Lassen Sie mich Ihnen folgen, kleiner Gebieter... Sie wissen nicht... ich hatte vergessen, Ihnen zu sagen, daß die Ankunft der Polizei im Spielhause nicht das Werk des Zufalls war. Ich kenne den Zweck Ihres Feindes nicht, aber Sie sind in eine Falle gelockt worden.“

„Was führt Dich auf diesen Glauben?“

„Ich habe es mit angesehen.“

Hier erzählte der Bettler den Vorfall mit dem dem Auvergnaten anvertrauten Briefe, dessen Aufschrift dieser mit lauter Stimme abgelesen hatte.

„Wißt Ihr aber auch gewiß, daß er es war?“ fragte Xavier unentschlossen.

„Es ist derselbe Mann, der sich seit zwei Monaten Ihnen wider Ihren Willen zum Freunde aufgedrängt hat; derselbe Mann, dem ich von dem ersten Tage an nicht traute; derselbe Mann endlich, der gestern bei Ihnen auf dem Balcon stand und dem Sie Ihre Geschichte und Ihre Geheimnisse anzuvertrauen die Unbesonnenheit begingen... Ich bin meiner Sache gewiß.“

Xavier konnte einige Zeit nicht antworten, so groß war sein Erstaunen.

„Carral!“ sagte er endlich; „aber es ist doch un-

möglich, welches Interesse sollte er denn dabei haben, mich in eine Falle zu locken? . . ."

„Das weiß ich nicht; daß er es aber gethan hat . . . davon bin ich überzeugt! . . ."

„Aber dieser Brief ist ja von ihm . . ." hielt ihm Xavier nochmals entgegen, indem er auf das Schreiben deutete, das er eben empfangen.

„Gehen Sie nicht! gehen Sie nicht!" rief Neptun aus. „Dieser Mann ist Ihr Feind."

Xavier dachte einen Augenblick nach.

„Ich muß hingehen," sagte er endlich mit entschlossenem Tone; „sie ist dort."

Neptun schüttelte traurig den Kopf.

„Meine Stimme ist zu schwach, um die laute Stimme der Liebe zu bekämpfen," murmelte er; „aber Etwas sagt mir, daß dieß nur ein Köder mehr sei, Sie an den Rand des Abgrundes zu verlocken . . . ich werde Ihnen folgen, kleiner Gebieter . . . wenden Sie Nichts dagegen ein! Ich weiß, daß es Orte gibt, wo der arme Schwarze nicht das Recht hat, sich zu zeigen. Ich weiß, daß meine Anwesenheit Ihnen eine Verlegenheit bereiten, wenn nicht gar Schande machen könnte . . . aber ich werde mich verbergen, weder Sie noch sonst Jemand sollen mich sehen, es sei denn, daß . . ."

Er hatte diese letzten Worte mit einer drohenden Geberde begleitet, aber er vollendete seinen begonnenen Gedanken nicht.

„Wo gehen Sie hin?" begann er wieder.

„Auf das Schloß zu Rumbrye bei d'A*** im Departement de l'Eure."

„Gut . . . Aber Sie haben ja Ihr Geld verloren; Sie brauchen daher wieder welches, kleiner Gebieter."

Der Schwarze legte einige Louisd'or auf das Gesims des Kamins. Xavier's Stirne bedeckte eine purpurne Röthe.

„Erröthen Sie nicht," sagte Neptun sanft; „guter Gebieter hat mir mehr als das gegeben: er hat mich frei gemacht... Ich zahle nur eine Schuld ab."

Mit diesen Worten lenkte er seine Schritte der Thüre zu, aber in dem Augenblicke, als er über die Schwelle schreiten wollte, kehrte er wieder um.

„Um welche Zeit werden Sie morgen abreisen?" fragte er.

„Ich weiß noch nicht... wahrscheinlich Nachmittags."

„Auf Wiedersehen, kleiner Gebieter. Ehe ich Ihnen folge, werde ich somit noch Zeit bekommen, einige Stunden meiner täglichen Aufgabe widmen zu können... Ihre Mutter aufzusuchen."

Zwölftes Capitel.

Ein Rennen zum Lahmwerden.

Am andern Morgen stieg Neptun, auf seinen Stock gelehnt, schon frühzeitig die fünf Stockwerke seiner Dachkammer herab, um sein Tagewerk zu beginnen. Er hatte Paris seit zwanzig Jahren schon oft und nach allen Richtungen hin durchwandert. Er hatte jedes Haus durchsucht, jede Frau sorgfältigst in Augenschein genommen, deren Alter, Gestalt und Gang auch nur einigermaßen an den Typus erinnerte, welchen er sich zum Maßstabe für Xavier's Mutter genommen hatte, das heißt, welcher sich dem Bilde näherte, das seine Phantasie von ihr entworfen hatte. Nie aber hatte auch nur das geringste Resultat seinen beharrlichen Eifer belohnt. Heute lief er jedoch schon nicht mehr ganz zufällig umher. Er hatte eine Spur, eine schwache zwar, aber sie genügte, seinen Muth auf's Neue zu beleben. Er begann daher seine Nachforschungen voll Hoffnung und fühlte jeden Augenblick seine Taschen an, um sich zu überzeugen, daß er immer noch im Besitze des feinen Battistsacktuches mit den Anfangsbuchstaben F. A. war.

Anfänglich schritt er planlos der Vorstadt Saint Germain zu, weil dieselbe so zu sagen das Stammland der mit Wappen geschmückten Staatswagen ist. Er kannte die Dame und ihren Wagen; aber die Damen-

stehen spät auf, während der Morgen die Zeit ist, in welcher die Wägen geputzt werden. Er konnte daher mehr auf den Wagen, als auf die Dame rechnen

Seine Hoffnung sollte nicht getäuscht werden. Nachdem er vier oder fünf Stunden lang fruchtlos umhergeirrt war, mit dem Blicke die Höfe aller Paläste und vornehmeren Häuser durchstöbert und seinen Kopf so geschickt durch die sehr bescheiden geöffneten Thürflügel der Hofthore gestreckt hatte, daß man ihn für einen jener bezahlten Schurken gehalten hätte, welche die Polizei, wie man sagt, zu verschiedenen Zwecken gebraucht, langte er vor einem Palast an, der in der Mitte der Straße Grenelle lag, und dessen edle Architektur die Häuser der benachbarten Edelleute zu beschämen schien. Das Hofthor war halb offen. Der Bettler warf einen neugierigen Blick hinein.

Er sah anfänglich nur eine Postchaise, welche mit vier guten Pferden bespannt war und von einem jungen Manne mit englischen Manieren und Reisekleidern sorgfältig in Augenschein genommen wurde. Dieß war nicht das, was er suchte. Er wollte schon seinen Weg weiter fortsetzen, als eines der Pferde, mit dem der große junge Mann hatte spielen wollen, erbost einen Sprung vorwärts machte, und die Postchaise nach sich zog, die im Hintergrunde einen prächtigen Wagen mit aufgehobener Deichsel erblicken ließ, der ohne Zweifel auf die Bürste und den Schwamm eines Knechtes wartete. Bei diesem Anblicke blieb der Bettler wie an den Boden gewurzelt stehen. Er betrachtete von Weitem die Kutsche in allen ihren Einzelnheiten.

„Das ist sie!" rief er endlich mit einer vor Freude zitternden Stimme aus. Er trat entschossen in den

Hof und näherte sich dem großen jungen Manne, der Niemand anders als Herr Alfred Lefebvre des Vallées war, welcher statt seines gestrigen glänzenden Anzuges in einen langen englischen Reiserock gekleidet war, eine schwarze Halsbinde umgeknüpft und seine Lieblingsstiefeln angezogen hatte. Wir können versichern, daß der junge Mann in diesem Anzuge nicht weniger albern aussah, als im Ballkleide.

„Mein Ehrenwort," sagte er, indem er Neptun durch ein Augenglas ansah, „ein Mohr mit einem weißen Bart! Der Teufel hole mich, wenn das nicht sehr spaßhaft ist! ... Ich habe nie etwas Aehnliches gesehen!"

Der Schwarze schritt immer weiter vor. Endlich blieb er vor Alfred Lefebvre des Vallées stehen. Dieser nahm sein Augenglas weg.

„John," rief er.

Ein kleiner Bursche, dem Aussehen nach aus der Normandie gebürtig, dem man einen englischen Namen und eine englische Weste gegeben hatte, um aus ihm einen Groom zu machen, erschien an der Stallthüre.

„Nimm deine Peitsche," fuhr der junge Alfred Lefebvre des Vallées mit englischer Kaltblütigkeit fort, endigte aber die wörtliche Uebersetzung seines Gedankens mit einem bezeichnenden Winke, der auf den Bettler deutete.

Neptun hatte ihn ohne Zweifel verstanden, denn er schwang instinktmäßig seinen langen Stock, der keine verachtungswerthe Waffe war. Er hätte aber durchaus nicht nöthig gehabt, sich desselben zu bedienen; Alfred war im Grunde genommen ein gutmüthiger junger Mensch, er hatte nur einen geistreichen Spaß machen wollen.

„Mohrenkopf," sagte er lachend, „wenn John nur

zwei Jahre älter wäre, würde ich ihn mit dir boren lassen ... Was willst du? ... dieß ist nicht der Weg in das Hôtel Rumbrye."

„Rumbrye!" wiederholte der Bettler, der eine Geberde des Erstaunens nicht unterdrücken konnte.

„Man bettelt vor der Thüre," fuhr Herr Alfred fort „nicht in dem Hof ... geh fort!"

Neptun gab ihm keine Antwort, sondern zog unter seinem Brusttuche, das sorgfältig in ein weißes Blatt Papiere eingewickelte Sacktuch hervor und übergab es dem jungen Herrn Alfred Lefebvre des Vallées.

„Was ist das?" rief dieser aus, indem er sorgsam seine Handschuhe vorher anzog, ehe er das Päckchen berührte, „mein Ehrenwort, das ist ein Sacktuch der Marquisin."

Er warf Neptun fünf Franken in die Hand und sagte: „Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht ein glücklicher Tag für dich ist, Mohrenkopf ... guten Abend!"

Neptun zog sich zurück; statt sich aber zu entfernen, blieb er, als er die Schwelle des Hofthors überschritten hatte, stehen und setzte sich auf einen Eckstein, indem er seinen breiten Strohhut zur Vorsicht tief in sein Gesicht drückte. Von Zeit zu Zeit ließ er einen Blick durch die halb offene Thüre gleiten.

Jetzt wußte er, wo er die Frau zu suchen hatte, deren Züge denen des jungen Xavier so außerordentlich ähnelten und deren Name dieselben Anfangsbuchstaben zeigte, wie der der Mutter des jungen Mannes.

Aber er hatte noch etwas Anderes vernommen. Dieses Hôtel führte den Namen Rumbrye, den Namen des Schlosses, wohin sich Xavier begeben wollte Eine Postchaise stand vor dem Hofe. Gehörten Hôtel und Schloß einem und demselben Eigenthümer? Waren es

Xavier's Wirthe, die in diesem Reisewagen Platz nehmen wollten? . . .

Gerade als er diese Frage an sich richtete, klang der durch die Entfernung etwas geschwächte Ton einer Thurmuhr an sein Ohr. Es schlug zwei Uhr auf der Kirche Saint-Thomas d'Aquin. Der Bettler stand rasch auf. Er hatte sich verspätet und befürchtete, Xavier möchte wohl schon unterwegs sein. Denn ziemlich unbekannt mit der Geographie des Königreichs war ihm nichts in der Erinnerung zurückgeblieben, als der Name Rumbrye; eine einzige Nacht tiefen Schlummers hatte aus seinem Gedächtnisse den Namen des Orts, ja selbst des Departements verwischt, in welchem das Schloß lag.

Eiligsten Schrittes wollte er daher eben wieder den Weg nach dem Platze Saint Germain des Prés einschlagen, als sein letzter Blick in den Hof des Hôtels ihm Frau von Rumbrye zeigte, welche gerade, auf den Arm eines Mannes gestützt, die steinernen Stufen der Vortreppe herabschritt. Anfangs sah er nichts, als die Marquisin und voll Freude, sich nicht getäuscht zu haben, murmelte er vor sich hin:

„Sie ist's!"

Sogleich aber wandte sich sein Auge von der Marquisin weg und ihrem Begleiter zu; ein Ausruf des Erstaunens entfuhr seiner Brust, und seine Stirne legte sich schnell in des Zornes eckigte Falten.

„Er ist's!" sagte er.

Er hatte Xavier's, und folglich auch seinen geheimen Feind wieder gesehen, den Mann, welcher jenen verrätherischen Brief an den Polizei-Commissär geschrieben: er hatte Carral wieder erkannt.

Jetzt dachte er nicht mehr daran, sich zu entfernen. Verwirrt und betäubt von diesen sich ohne Unterlaß folgenden unerwarteten Wendungen der Ereignisse, welche ihm kaum Zeit zum Nachdenken ließen, blieb er unbeweglich stehen. Was sollte er anfangen? Carral's Gegenwart gab der Abreise der Marquisin einen gefahrdrohenden Anschein. Dieser Mann hatte hier voraussichtlich nichts zu thun, als Xavier's Unglück befördern zu helfen, und wenn Letzterer zur Stunde zufällig schon abgereist war, wie wollte er dessen Spur verfolgen? Wie wollte er das Schloß Rumbrye finden, welches ihm seine in Schrecken versetzte Einbildungskraft schon voll Schlingen und Fallen und blutiger Geheimnisse darstellte?

Er warf einen unentschlossenen Blick um sich und sah glücklicherweise auf dem entgegengesetzten Fußweg einen mit zwei starken Pferden bespannten Fiaker einhertraben. Er athmete wieder freier auf.

„Ich werde ihnen folgen!" sagte er zu sich.

In diesem Augenblicke schwang sich Frau von Rumbrye leicht und anmuthig wie ein junges Mädchen in die Postchaise. Vor dem Einsteigen hatte sie zu Carral gesagt:

„Wir werden allein sein und Zeit haben, mit einander darüber schwatzen zu können."

Aber sie hatte ihre Rechnung ohne den Herrn Alfred Lefebvre des Vallées gemacht, welcher bereits bequem ausgestreckt auf einer Bank des Wagens lag. Frau von Rumbrye konnte eine Geberde des Unwillens nicht unterdrücken.

„Sie haben mich hier nicht erwartet!" sagte der große Knabe mit schallendem Gelächter; „ich werde die Reise mit Ihnen machen ... der Teufel soll mich holen! ... "

„Ich glaubte, Sie würden mit Helenen und Herrn von Rumbrye reisen," entgegnete Frau von Rumbrye trocken.

Herr Alfred des Vallées zog einen kleinen Spiegel aus seiner Tasche und betrachtete sich wohlgefällig darin.

„Der Teufel hole mich, wenn Herr von Rumbrye mich je auf die Reise mitbekommt!" murmelte er; „das ist ein alter Springinsfeld aus den Zeiten Ludwig's XV., der Einem zumuthen würde, man sollte eine gepuderte Perrücke und einen altväterischen Degen tragen!... Mein Ehrenwort, Madame, ich kann mich daran nicht gewöhnen."

Die Marquisin machte gute Miene zum bösen Spiel und gab Carral ein Zeichen einzusteigen.

„Sie dürfen mir's auf's Wort glauben," sagte Alfred zu diesem Letztern, „Sie sind heute kaum halb so häßlich, wie gestern... Sie sahen aus, als hätten Sie schon im Grabe gelegen... auf mein Ehrenwort!"

Die Chaise fuhr fort. Während sie unter dem Hofthor durchfuhr, bemerkten Carral und Frau von Rumbrye zu gleicher Zeit den schwarzen Bettler, dessen feuriges Auge gierige Blicke in den Wagen warf.

„Wieder dieser Mensch!" murmelte die Marquisin, welche sich einer Bewegung des Schreckens nicht enthalten konnte, vor sich hin.

„In der unablässigen Verfolgung dieses Kerls liegt Etwas, was ich nicht verstehen kann," dachte seinerseits Carral.

Der junge Herr Alfred Lefebvre des Vallées aber begnügte sich, lächelnd auszurufen:

„Thatsache ist, daß, wenn John nur zwei Jahre älter gewesen wäre, er mir, der Teufel hole mich, mit diesem Mohrenkopf hätte boxen müssen!..."

Neptun war indessen in die Miethkutsche gesprungen, hatte dem Kutscher Etwas zugerufen, ihm einen Louisd'or in die Hand gedrückt, und der schwere Wagen fuhr der Fährte der Postchaise nach, daß das Pflaster Funken gab. Schon vom frühesten Morgen an hatte der Schwarze einen stürmischen Tag geahnt. Ehe er daher sein Dachstübchen verlassen, hatte er sich vorher mit allem Nöthigen versehen, das heißt den ganzen Vorrath seiner Sparbüchse zu sich gesteckt.

So lange man in Paris blieb hatte der Fiaker keine große Mühe der Postchaise zu folgen. Er holte sie selbst zuweilen beinahe ein, ja, beim Fahren über die Brücke Ludwig's XV. hielten die Miethpferde sogar einen Augenblick gleichen Schritt mit den Rennern der Postchaise. Der Bettler befahl sogleich dem Kutscher, letzterer den Vorrang zu lassen. Dieser Befehl war eigentlich überflüssig; denn kaum hatte die Postchaise den ebenen Sandweg in den Elisäischen Feldern eingeschlagen, als auch schon eine große Entfernung die beiden Wägen trennte.

„Frisch darauf los!" rief der Bettler zum Kutschenschlag hinaus.

„Seid ohne Sorgen, Bürger!" antwortete der Kutscher, welcher das letztere Wort mit einem gewissen, heimtückischen Spott betonte; „wir werden sie beim Bergauffahren schon wieder einholen."

Wirklich hatte auch die Miethkutsche an dem Abhange vor der Barrière de l'Etoile das verlorene Terrain wieder eingeholt. Sie wurde von zwei starken, aber alten Pferden gezogen, denen das Abwärtsfahren beinahe die Füße brach.

Eine Stunde von der Barrière entfernt, wandte sich endlich der Kutscher auf seinem Sitze um.

„Nun, Bürger," sagte er, „wohin geht's denn so rasch?"

Neptun deutete mit dem Finger auf die Postchaise.

„Gut," antwortete der Kutscher; „wir folgen jener Chaise ... aber wohin fährt dieselbe?"

„Fahr immer zu!" rief Neptun ungeduldig aus, „du wirst bezahlt werden."

Der Kutscher holte einen langen Hieb auf seine Pferde aus und fuhr in der Unterhaltung fort.

„Ihr habt gut sprechen, Gevatter," sagte er, „ich habe zwei gute Pferde, welche ich im besten Zuge bin zu Schanden zu fahren, und ... ohne Ihrer Ehre nahe zu treten ... scheinen Sie mir doch kein ... wie man so sagt ... eben kein vermögliches Aussehen zu haben! ..."

Neptun zog ein Dutzend Napoleonsd'or heraus, und zeigte sie dem Kutscher. Dieser ließ augenblicklich ganz entzückt wieder seine Peitsche knallen.

„Großer Gott!" murmelte er; „das muß ein prächtiges Handwerk sein, dieses Mohrenleben."

Zu Saint Germain en Laye hielt die Chaise an, um die Pferde zu wechseln. Der Fiaker fuhr ihr vor, und erlangte auch wirklich einen Vorsprung, den er aber alsbald wieder verlieren sollte. Die beiden Pferde fingen erbärmlich an zu schnaufen. Ihr Körper rauchte und dicke Schweißtropfen liefen an ihrem Halse und über ihr Kreuz herab.

„Werden sie wohl so noch zwei Poststunden aushalten?" fragte Neptun unruhig.

„Zwei Poststunden, zwei Poststunden! Ich nehm' es nicht auf mich, Gevatter, und wenn Ihr mir auch all die Goldfüchse, die Ihr mir gezeigt habt, geben würdet."

„Fahr immer zu!“ sagte der Neger, indem er seinen Aerger zu verbergen suchte.

Die Postchaise, welche mit zwei frischen Pferden bespannt war, fuhr im Galopp über einen Abhang hinab, und wie der Blitz an der armen Miethkutsche vorbei.

„Frisch drauf los!“ rief Neptun aus.

Der Kutscher versetzte den armen Thieren zwei tüchtige, weit ausgeholte Hiebe. Die Pferde rüttelten den Wagen in verzweifeltem Galopp weiter. Am Fuße des Berges, welcher dem Abhange folgte, rückten sie der Chaise wieder etwas näher; aber je weiter man fuhr, desto augenscheinlicher und bedeutender wurde das Mißverhältniß zwischen Kraft und Anstrengung. Der Bettler fuhr unruhig auf seinem Sitze hin und her, wie wenn er durch diese verzweifelnden Bewegungen dem Wagen eine neue Triebkraft hätte geben wollen.

„Frisch drauf los!“ rief er jeden Augenblick aus; „dein Leben hängt daran, wenn du sie mir aus dem Auge verlierst.“

Der Kutscher that sein Möglichstes, aber seine Pferde ermüdeten auf eine höchst bedenkliche Weise und im nächsten Augenblicke hatte Neptun, welcher sich zum Kutschenschlage hinaus gebeugt hatte, die Chaise bei einer Wendung des Weges aus dem Auge verloren.

„Habt keine Angst,“ sagte der Kutscher, „bei der nächsten Krümmung der Straße werden wir sie wieder sehen.“

Man gelangte an diese Krümmung, sah aber nichts.

„Zehn Louisd'or, wenn du sie einholst!“ rief Neptun mit kurzer und trockener Stimme aus.

„Zweihundert Franken,“ murmelte der Kutscher.

Der Kutscher versetzte den ermüdeten Thieren drei Hiebe in die Weichen.

Der Schmerz nöthigte sie, weiter zu springen, aber bald blieben sie ganz stehen.

Der Kutscher verdoppelte unbarmherzig seine Schläge, und die Pferde flogen, den Kopf zwischen den Füßen, mit rauchenden Nasenlöchern und entkräfteten, bei jedem Schritt stolpernden Beinen, von Todesangst gejagt, wie der Wind dahin. Neptun lag über den Kutschenschlag hinaus, wie ein Jockey auf der Mähne seines reinen Vollbluthengstes beim Rennen; er schnaubte und schrie maschinenmäßig fort:

„Frisch drauf los, frisch drauf los!"

Seine Finger die sich an die Wände des Wagens anklammerten, drohten diese zu erdrücken. Er fuhr seufzend in die Höhe, so oft das wagehalsige Rennen schwächer wurde, und stieß einen Freudenruf aus, so oft ein plötzlicher Stoß ihm eine neue, lebhaftere Triebkraft zeigte.

Die Nacht begann hereinzubrechen. Endlich erblickte man auf dem Gipfel eines entfernten Berges den Schattenriß der Postchaise wieder, der sich dunkel von dem bereits sehr düster gewordenen Blau des Firmaments abhob. Zu gleicher Zeit zeigten sich in unabsehbarer Ferne, in amphitheatralischer Stufenform geordnet, die Lichter der Gebäude von Meulan. Der Bettler stieß einen letzten Ruf der Aufmunterung aus und fiel erschöpft auf den Rücksitz des Fiakers zurück.

Einige Minuten nachher erfolgte ein furchtbarer Stoß . . . die beiden Pferde waren zu gleicher Zeit zusammengestürzt. Man war in Meulan, und sah in einer ganz kurzen Entfernung die Postchaise ihre Pferde wechseln.

Neptun sprang aus dem Fiaker, warf dem Kutscher zehn Louisd'or zu, und lief der Postchaise nach. In demselben Augenblicke, als sich dieselbe in Bewegung setzte, sprang er auf deren Hintersitz, klammerte sich an die Federn an und fuhr mit ihr fort.

Der Postmeister wollte dem Postillion zurufen, anzuhalten, aber die Chaise tanzte über das spitzige Pflaster von Meulan mit einem Gepolter hinweg, daß man nicht einmal den Donnerschlag hätte hören können. Ueberdieß war es ganz Nacht geworden und nach einer glücklich überstandenen, ängstlichst vollbrachten Minute konnte der Bettler ganz außer Furcht sein, von seinem Platze vertrieben zu werden.

Unterdessen schienen die Fiakerpferde mit ihren krampfhaft zitternden Weichen und auf dem Boden liegenden Köpfen nie mehr aufstehen zu wollen. Sie standen aber dennoch wieder auf, und wir haben die feste Ueberzeugung, daß sie am andern Tag nur um so besser liefen. So sind einmal die Fiakerpferde.

Die Postchaise setzte ihren Weg im Galopp fort. Nach Verfluß einer Stunde verließ sie die Landstraße und bog in eine breite Allee ein, deren große Eichen ihre vier Reihen hundertjähriger Stämme in weite Ferne hinzogen. Der Allee gegenüber zeigte sich das Schloß Rumbrye, dessen festlich beleuchtetes Hauptgebäude die schöne Architektur der beiden Seitenflügel, welche von Backsteinen erbaut waren, und jene verständig viereckige Form der Monumente aus dem Zeitalter Ludwig's XIII. nachahmten, in Schatten stellte. Der Bettler blieb beharrlich auf seinem Sitze; weder die Anstrengung noch die Erschütterung während der Reise hatten ihn vermögen können, seine Beute fahren zu lassen.

Ein hohes, eisernes, mit vergoldetem Schmuckwerk versehenes Gitter schnitt die Allee in ihrer Mitte ab und schloß den dem Parke vorbehaltenen Umkreis ein. Die Peitsche des Postknechts trieb die Wache aus ihrem Schilderhaus, und die beiden Thorflügel des Gitters knirschten in ihren verrosteten Angeln.

Schnell wie der Blitz fuhr die Postchaise über die Schwelle, und Neptun wurde von der Schildwache nicht bemerkt. Er sprang, als man etwa noch zweihundert Schritte vom Schlosse entfernt war, von seinem Sitze herab und schlich sich unbemerkt hinter die Bäume des Parkes.

Es war acht Uhr Abends. Die vorausgeschickten Diener hatten Alles im Schlosse zum würdigen Empfang der Familie v. Rumbrye und ihrer Gäste vorbereitet. Kaum war die Marquisin angelangt, als andere Postchaisen ebenfalls ihren Weg durch die Allee nahmen. Der Empfangsaal füllte sich, und als zuletzt der Marquis mit seiner Tochter angekommen war, verfügte man sich in den Speisesaal, woselbst ein stärkendes Mahl der Reisenden harrte. Man that demselben alle Ehre an, denn der weite Weg hatte Jedem Appetit gemacht; unsere Unparteilichkeit nöthigt uns aber zu der Erklärung, daß der junge Herr Alfred Lefebvre des Vallées darin alle andern Gäste weit übertraf. Zwei Knöpfe an seinem nach englischer Mode zugeschnittenen Rocke waren nach beendigter Mahlzeit krachend weggesprungen, und seine Nachbarin, eine reizende Frau, hatte sich über nichts weniger als über seine Geschwätzigkeit zu beklagen.

„Mein Ehrenwort, Madame," war das Einzige, was er, nachdem das Geflügel verzehrt war, gesprochen, „ich habe in meinem Leben kein besseres Hühnchen gegessen."

Der Tag war prachtvoll gewesen. Eine glühende Octoberhitze, welche beinahe den Athem raubte, hatte die Luft außerordentlich schwül gemacht. Alle Fenster des Saals, welcher im Erdgeschosse lag, waren deßhalb offen, um den Gästen frische Luft zuzuführen. Hinter einem Rosengebüsch verborgen, gerade einem dieser Fenster gegenüber, stand Neptun auf seinem Beobachtungsposten. Der arme Schwarze hatte bis daher keinen großen Nutzen aus den übermenschlichen Anstrengungen gezogen, welche er gemacht, um in das Rumbrye'sche Schloß zu gelangen. Da ihm das Innere natürlicher Weise nicht offen stand, konnte er nur aus der Ferne neugierige Blicke auf die Marquisin und Carral werfen, welche er im Verdacht hatte, sich zu Xavier's Untergang verschworen zu haben. Sie saßen zwar an der Tafel ziemlich weit entfernt von einander, aber ihre Blicke suchten sich, und mehr als einmal glaubte Neptun bemerkt zu haben, daß das Auge der Marquisin von Haß funkelte, wenn sie Xavier anblickte.

„Wenn ich ihr nur sagen könnte, daß er ihr Sohn ist!" ... dachte er; „aber ich habe keine Gewißheit darüber. Eine Stimme in meinem Innern bestätigt laut diese Vermuthung, aber wenn sie läugnet, wie kann ich ihr beweisen, daß sie lügt?"

Neptun konnte auch bei seiner naiven Denkweise voll einfacher Logik und natürlichen Verstandes unmöglich hoffen, daß eine Frau, welche früher ihr Kind muthwillig verlassen, dasselbe nach Verfluß von zwanzig Jahren gerne und ohne allen Kampf wieder anerkennen und aufnehmen werde.

Man stand von der Tafel auf, die Marquisin gab Carral einen Wink, worauf dieser sich ihr sogleich näherte.

Jetzt wurde auch die in den Garten führende Thüre geöffnet und mehrere Gruppen stiegen die steinerne Treppe herab.

Diese Gruppen zogen lachend und schwatzend an dem Bettler vorüber, der ihnen indessen gar keine Beachtung schenkte, so begierig und eifrig verfolgte er alle Bewegungen Carral's und der Marquisin. Sein Auge war fest auf die Thüre des Schlosses gerichtet. Er sah sogar nicht einmal Helene von Rumbrye und Xavier, welche ebenfalls an ihm vorüberschritten und einen gekrümmten Pfad nach dem Eisengitter des Parks einschlugen.

Helene lehnte sich auf Xavier's Arm. Es war das Erstemal, daß sie wirklich mit ihm allein war. Bis daher hatten alle ihre geheimen Unterredungen unter den gleichgültigen, aber instinktmäßig neugierigen Blicken der Gesellschaft stattgefunden.

Jedes Fest birgt in seiner Mitte irgend ein Geheimniß, das weiß Jederman; aber dieses Geheimniß ist stets voll Angst und Besorgniß; es bringt die Schamhaften in Verlegenheit und hat nur Reize für abgestumpfte, übersättigte Seelen, welche es wieder anregt, aufstachelt und aufweckt.

Je weiter sich Helene und Xavier von dem Schlosse entfernten, desto mehr zerstreuten sich die Gruppen, die nach Laune und Phantasie oder nach ihren Bedürfnissen für Einsamkeit Seitenalleen aufsuchten. Bald hörte man nur noch, von der Entfernung umflort, die heiteren Ausbrüche der Freude und des Gelächters, oder den metallenen Klang der Stimme des jungen Herrn Alfred Lefebvre des Vallées, der bei seinem Ehrenwort betheuerte, daß die Hitze unerträglich, oder daß seit seinem letzten Aufenthalte auf Schloß Rumbrye die Tage bedeutend kürzer geworden wären, was, wie er versicherte, ganz erstaunlich sei.

Als die dunkeln Schatten des Parks nur noch den Himmel und unsre beiden Liebenden zu Zeugen hatten, hatte aller Lärmen aufgehört. Sie waren allein.

Helene fühlte eine unbekannte Gemüthsbewegung voll Freude, aber auch voll Traurigkeit in ihr Herz einkehren. Sie errieth, was ihr das Leben mit Xavier sein würde, und begriff daher um so mehr die ganze Bitterkeit einer Trennung. Dieß war mehr eine aus ihrem Innern fließende Erkenntniß und Anschauung, als die Folgerung des Urtheils. Aus natürlichem Drange zog sie Xavier's Arm näher an sich, wie wenn sie eine unbestimmte Befürchtung gehabt hätte, ein Anderer möchte sich zwischen sie und ihn drängen. Sie sprach nicht; allein ein melancholisch süßes Lächeln öffnete ihre Lippen zur Hälfte und ihr großes, klares und sanftes Auge suchte Xavier's Blick.

Dieser mußte sich in seinem Glücke erst recht zu fassen suchen. Alle seine Hoffnungen waren übertroffen, waren zur Gewißheit geworden.

„Wie glücklich werden wir sein, Helene!" sagte er endlich.

Dieser naive Ausruf, welchen kein Gast im Schlosse zu Rumbrye hätte anhören können, ohne laut aufzulachen, war eine Antwort auf Helenens geheimsten Gedanken. Sie erschrack nicht darüber. Diejenigen lügen, welche behaupten, die Unschuld sei furchtsam. Man muß die Gefahr kennen, wenn man Furcht hat. Die Coquetterie zittert oder thut wenigstens dergleichen; Sittenreinheit ist vertrauend. Helene antwortete nicht; aber in den Tiefen ihrer Seele wiederholte das Echo, nur leicht verändert, jenen Ausruf:

„Wie glücklich würden wir seyn!"

„Sie wissen noch nicht," begann Xavier wieder, „daß ich jetzt nicht mehr allein auf der Welt dastehe, ich habe das Andenken an einen Vater zu verehren und zu lieben; ich habe einen Namen . . ."

„Einen adeligen Namen?" unterbrach ihn das lebhafte Mädchen.

Die Frage schnürte, wie von einer kalten Hand zusammengedrückt, Xavier das Herz zu.

Helene entschlüpfte ein Seufzer.

„Nicht für mich wünschte ich es," murmelte sie; „ich . . . ich werde Sie lieben, Ihr Name mag sein, welcher er will."

„Dank!" rief Xavier aus, „o! wie viel kann man in einer Secunde leiden! Ich habe geglaubt . . . aber ich habe mich gottlob getäuscht, Dank Ihnen!"

Er nahm Helenens Hand, die das junge Mädchen ihm nicht zu entziehen suchte, und erzählte ihr seine Geschichte; aber schon nicht mehr mit jenem Entzücken, welches ihn kurz zuvor noch beseelt hatte. Ein einziges Wort hatte hingereicht, seine Seele zu erkalten, und dieses Wort war ausgesprochen worden. Die Täuschung des Traumes floh vor der Wahrheit der Wirklichkeit.

„Ach mein Fräulein," sagte Xavier, seine Erzählung schließend; „ich wünschte so sehnlichst, was ich zu hoffen gewagt habe . . ."

Helene blieb einen Augenblick in tiefes Nachdenken versunken stehen.

„Ich kenne," sagte sie endlich nach einem langen Stillschweigen, „ich kenne die Zukunft nicht, welche Gott uns vorbehalten hat; aber ich liebe Sie, Xavier, und werde Sie immer lieben."

Xavier warf sich vor ihr auf die Kniee nieder.

Helene zog ruhig lächelnd ihre Hand an den Mund des jungen Mannes.

„Kommen Sie," begann sie wieder, „wir sind von nun an verlobt. Es kann sein, daß ich nicht Ihre Frau werden darf; aber nie werde ich die Frau eines Andern werden."

Xavier drückte seine beiden Hände an sein Herz, um dessen ungestümes Pochen zurückzuhalten. Er fand keine Worte, weder für seine Freude noch für seinen Dank. Helene nahm hierauf wieder seinen Arm, und Beide schlugen schweigend den Weg zum Schlosse ein.

Unter der Zeit hatte Neptun keinen Augenblick die Thüre, welche zu dem Garten führt, außer Acht gelassen. Er war beständig auf der Lauer gestanden.

Endlich geschah, was er erwartete. Frau von Rumbrye kam an Carral's Arm die Treppe herab.

In dem Augenblick, als sie an Neptun vorüber schritten, warf sich dieser auf den Boden und begann, indem er jene wilde Geschicklichkeit, welche er früher in seinem Vaterland oft auszuüben die Gelegenheit hatte, wieder zur Anwendung brachte, ihnen kriechend zu folgen. Nicht das mindeste Geräusch verrieth seine Tritte. Stille schlich er über den Rasen weg, jeder Fruchtbaum, jedes Blumengesträuch mußte ihm zum Schutze und Versteck dienen. Frau von Rumbrye schlug nicht denselben Weg ein, den sich ihre Gäste auserkoren hatten; sie bog gleich am Ende der Allee in einen Seitenpfad ein, welcher sich an dem Saume des Parkes hinzog, und betrat, indem sie letztern auf der Seite liegen ließ, von Carral begleitet, einen offenen Rasenplatz, in dessen Mitte sich ein Gebüsch mit hohen Dahlien erhob.

„Hier," sagte sie, „können wir von Weitem schon das Nahen lästiger Lauscher beobachten, und Ihr könnt Euch endlich erklären, Carral."

„Ich wünsche nichts sehnlicher," antwortete dieser. „Ich hätte es schon bälder gethan, wenn Ihr Herr Sohn nicht als unnützer Dritter sich in die Postchaise geworfen hätte ... Aber was ist das für ein Geräusch?"

Es war Neptun, welcher eben unter das Dahlien-Gebüsch gekrochen war.

„Es ist Nichts," sagte die Marquisin.

Carral aber war klüger; er schob die biegsamen Stängel der damals stark in der Mode stehenden Blumen aus einander, sah jedoch nichts als eine schwarze, todte Masse, einen Düngerhaufen, wie es ihm schien.

Als er sich indessen wieder entfernt hatte, machte dieselbe schwarze Masse eine unbemerkbare Bewegung, und Neptun richtete, nachdem er seinen Kopf in das dichteste Laubwerk versteckt hatte, seine forschenden Blicke auf die beiden Sprechenden.

„Es ist wirklich Nichts," sagte Carral, der sich wieder zu der Marquisin zurückbegeben hatte; „aber ehe wir auf den Gegenstand selbst eingehen, müssen Sie mir erlauben, Madame, eine Frage an sie richten zu dürfen. Sind Sie immer noch entschlossen, der Sache ein Ende zu machen?"

„Ihr fragt mich noch?" rief die Marquisin heftig aus, „habt Ihr denn nicht bemerkt, daß Herr von Rumbrye den unverschämten Landstreicher in seinem eigenen Wagen hieher gebracht hat?"

„Doch," erwiederte Carral kalt.

„In seinem eigenen Wagen," wiederholte Frau

von Rumbrye; „neben ihm und Helenen ... an der Stelle, welche mein Sohn einnehmen sollte, saß er! ... Habt Ihr nicht bemerkt, daß während des Essens alle Aufmerksamkeit des Marquis ungetheilt ihm allein galt?"

„Doch," sagte Carral eben so kalt und trocken.

„Sind nicht in diesem Augenblicke Xavier und Helene allein bei einander?" ...

„Doch."

„Und Ihr fragt mich noch, ob ich der Sache ein Ende machen wolle! ... Es ist höchste Zeit, Carral! Wenn du mich nicht von diesem Menschen befreiest, so ist das Glück meines Sohnes für immer dahin!" ...

„Ich will ihn heute Nacht noch tödten," sagte Carral mit erstaunenswerther Kaltblütigkeit."

Neptun zitterte an allen Gliedern. Seine unbestimmten Ahnungen hatten ihm die Gefahr nicht in diesem hohen Grade gezeigt.

Die Marquisin antwortete eine Zeitlang nicht, ihr Kopf war auf ihre Brust gesenkt; sie war oder wollte unentschlossen scheinen. Bald jedoch warf sie diese unnütze Ziererei bei Seite, hob den Kopf stolz in die Höhe und sagte, ohne ein anderes Gefühl, als das unruhiger Neugierde zu verrathen:

„Wie willst du das angehen?"

„Ich werde ihn erdolchen," sagte Carral.

Neptun legte seine Hand auf sein Herz und suchte dessen heftige Bewegungen zu unterdrücken. Er fürchtete, die ungestümen Schläge desselben möchten am Ende seine Gegenwart verrathen."

„Sie werden sein Bett," fuhr Carral fort, „am äußersten Ende des linken Flügels herrichten lassen... dort ... dort ..."

Sein ausgestreckter Finger bezeichnete das letzte Fenster des Flügels. Dem Bettler entging dieser Wink nicht.

„Ich werde dafür Sorge tragen," sagte Frau von Rumbrye leise.

„Keines der anderen Zimmer in jenem Flügel ist bewohnt?"

„Keines."

„Gut . . . Ich werde das Fenster einschlagen, seine Uhr und sein Geld nehmen, und morgen wird man überall erzählen, daß sich Diebe im Schlosse eingeschlichen hätten . . ."

„Elender!" dachte Neptun, dessen Haß sein ungestüm pochendes Herz zu zerspringen drohte.

„Du bist ein guter Diener," sagte die Marquisin, indem sie ihm die Hand gab, „thue, wie du gesagt, und du wirst reichlich belohnt werden."

„Ich rechne darauf," erwiederte der Mulatte mit demselben kalten Ausdrucke und derselben Ungezwungenheit, welche ihn während dieses ganzen Gespräches keinen Augenblick verlassen hatten.

Die Luft war dick und mit Elektricität angefüllt, schwere, schwarze Wolken mit kupferfarbigen Säumen rollten am Himmel hin und her, und große Regentropfen begannen bereits niederzufallen. Die Marquisin wollte sich entfernen, aber Carral faßte sie ohne Umstände am Arm und sagte ihr mit zweideutigem Lächeln:

„Bleiben Sie, Madame, ich bitte; ich bin noch nicht fertig."

„Was habt Ihr mir noch zu sagen?" stotterte die Marquisin, welcher sich eine unbestimmte Furcht bemächtigt hatte; ihre Hand erzitterte.

Carral faßte sich einen Augenblick.

„Ich habe Ihnen noch zu sagen, Madame," fuhr er fort, „daß ich Sie aus dem tiefsten Grund meiner Seele hasse. Sie haben Ihre Macht über mich mißbraucht; Sie haben mir den Fuß auf die Brust gesetzt, und wenn ich Sie um Gnade angefleht habe, war stets ein bitteres und grausames Lächeln die ganze Antwort auf meine inständigste Bitte . . . Jetzt verlangen Sie ein Verbrechen von mir. Es ist gut. Ich wartete darauf, ich wünschte es sehnlichst; denn dieses Verbrechen soll meine Ketten zereißen."

„Ja . . . ja . . . Carral," unterbrach ihn die Marquisin mit erheuchelter Sanftmuth; „nach geschehener That sollst du frei sein, ich schwöre es dir."

„Was kümmert mich ein Schwur von Ihnen, Madame? Sie lügen und glauben nicht an Gott . . . ich verlange mehr, ich will eine Bürgschaft; verstehen Sie mich?"

„Ihr sollt sie haben."

„Was der tausend!" rief Carral spottend aus. „Sie werden mir also eine Bescheinigung geben, auf welche Sie die Worte niedergeschrieben haben: „Ich habe dem Mulatten Jonquille befohlen, einen Mord zu begehen!..."

„Jonquille!" wiederholte Neptun, „ich habe den Namen in den Papieren guten Gebieters gelesen."

Er überzeugte sich, daß diese Papiere noch auf seinem Busen lagen.

„Und Sie werden jenen Befehl unterzeichnen," fuhr der Mulatte fort, „Florence Angèle Marquisin von Rumbrye? . . ."

„Florence Angèle!" wiederholte der Schwarze, dessen letzter Zweifel schwand.

„Sie werden dieß thun?" fragte Carral.

Die Marquisin machte ihren Arm los und nahm wieder jene gebieterische Stellung an, welche schon so oft Carral's Widerstand gebeugt hatte.

„Ich glaube gar, du willst dich gegen mich auflehnen, Sclave," sagte sie, ihre Stirne runzelnd.

Der Mulatte zuckte die Achseln.

„Ersparen Sie sich die Mühe, Madame, diese Rolle einer Königin fortzuspielen, worauf Sie sich so gut verstehen," sagte der Mulatte in höhnischem Tone; „ich habe keine Furcht mehr vor Ihnen, denn Sie haben mich nöthig ... Eher dürfte es jetzt an Ihnen sein, Madame, Furcht zu zeigen, weil ich in dem Besitz ihres Geheimnisses bin."

Die Marquisin war nicht die Frau, sich so leicht besiegen zu lassen.

„Armer Jonquille!" sagte sie, „du bist im Besitz meines Geheimnisses, aber ich bin die Marquisin von Rumbrye, und jede gegen mich erhobene Beschuldigung würde als eine Verleumdung auf den Ankläger zurückfallen."

„Gut; aber Sie würden es nicht mehr wagen können, Xavier nachzustellen; diese Verleumdung würde jedenfalls ein Bollwerk zwischen Ihnen und ihm bilden ... und Herrn Alfred Lefebvre des Vallées dürften dadurch die zehn Millionen Heirathsgut des Fräuleins von Rumbrye für immer entgehen."

„Und du, du würdest entlarvt werden," sagte die Marquisin zornig. „Jedermann würde mit dem Finger auf dich deuten ..."

„Ich, ich würde Frankreich verlassen," unterbrach sie der Mulatte.

Ein langes Stillschweigen entstand zwischen Beiden. Der Regen fiel in dichten Tropfen auf die halb entblößten Schultern der Marquisin, ohne daß diese darauf Acht gab.

„Carral," begann sie endlich mit leiser Stimme, „verlange etwas Anderes von mir, und ich werde es gewähren."

„So sind wir denn endlich beide gleich!" rief der der Mulatte außer sich vor Freude aus. „Sie capituliren, Gebieterin... Nun," setzte er hohnlächelnd hinzu, „ich will edelmüthig sein; Sie sollen Nichts unterzeichnen, nichts schreiben; Sie sollen mir nur helfen!"

„Ich ... Euch helfen! .."

„Ich bin feig, gute Gebieterin, wie sie wissen. Ihre Gegenwart wird meinem Stoß mehr Sicherheit geben."

In diesem Augenblicke hörte man die Stimme des jungen Herrn Alfred Lefebvre des Vallées, welcher seiner Mutter rief, und bei seinem Ehrenwort betheuerte, daß er ihr einen Regenschirm bringe.

„Nein ... nein!" stotterte die Marquisin, „ich kann nicht ..."

„Denken Sie darüber nach, Madame, aber beeilen Sie sich ... Weigern Sie sich, so verlasse ich im Augenblicke das Schloß, und Sie werden mich nie mehr sehen."

„Ho—op! Ho—op!" rief der junge Herr des Vallées aus, „der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, wo Sie sind, Mutter!"

„Bin ich fort von hier," sagte Carral, „so wird Xavier den Sieg davon tragen ... Herr von Rumbrye liebt ihn; seine Tochter desgleichen. .."

„Ich gehe mit," murmelte die Marquisin.

„Ho—op! Ho—op!" sang der lange Knabe wieder. „Sie dürfen mir's auf's Wort glauben, Madame, es ist finster wie in einem Ofen, und ich weiß nicht wo Sie sind."

Carral und die Marquisin lenkten ihre Schritte dem Schlosse zu, dessen erhellte Fenster durch die Finsterniß leuchteten.

„Um wie viel Uhr?" fragte Frau von Rumbrye.

„Man wird spät zu Bette gehen . . . um zwei Uhr nach Mitternacht."

„Ich werde mich einfinden."

Der Bettler richtete sich in seiner ganzen Größe stolz empor. Sein schwarzes Gesicht schaute über die Blüthenkronen der Dahlien herab. Sein Blick verfolgte lange das Meuchelmörderpaar.

„Auch ich," sagte er leise vor sich hin, „werde mich einfinden."

Dreizehntes Capitel.

Beim Mondscheine.

Xavier war von einem Diener in das Zimmer geführt worden, welches die Marquisin für ihn hatte einrichten lassen. Die Einsamkeit dieses Gemachs erregte weder Erstaunen noch Unruhe in ihm. Er legte sich voll Freude zu Bette und schlief, von tröstenden Gedanken in Schlummer gewiegt, ein. Während des ganzen Abends hatte auch wirklich der Marquis eine verdoppelte Zuneigung gegen ihn gezeigt und ... hatte ihn Helene nicht bis auf den Grund Ihres Herzens lesen lassen?

Gegen ein Uhr Morgens als er bereits in tiefen Schlaf versunken war, ertönten drei leise Schläge an den Scheiben seines Fensters. Da er nichts hörte, so wurde stärker geklopft; hierauf drückte eine Hand um welche ein Sacktuch gewickelt war, eine Scheibe ein, welche ohne allzugroßes Geräusch zerbrach, weil deren Bruchtheile sich in den Falten des Vorhangs verwickelten und darin stecken blieben. Xavier hörte Etwas, aber er glaubte zu träumen und schlief mit einigen undeutlich ausgesprochenen, zwischen die Zähne gemurmelten Worten des Aergers wieder ein.

Jetzt drang eine Hand durch die zerbrochene Scheibe, drehte den Riegel herum, und öffnete das Fenster. Hierauf schwang sich ein Mann auf die Fensterbrüstung und sprang in das Zimmer.

Der Sturm war vorüber und der Mond schwebte, von allen Dünsten befreit, ruhig und glänzend durch den weiten, wolkenlosen Himmelsraum. Sein Licht fiel senkrecht auf das Gesicht des entschlummerten Xavier.

Der Hereingeschlichene ging einige Schritte vorwärts und blieb vor dem Bette stehen. Er sah Xavier einen Augenblick an, faltete sodann seine Hände und schien ein Gebet zu murmeln. Hierauf drückte er einen Kuß auf die Stirne des jungen Mannes. Als er sich wieder aufrichtete, beleuchtete der Mond das ebenholz-schwarze Gesicht des schwarzen Bettlers.

Er machte eine Geberde, wie wenn er Xavier aufwecken wollte, besann sich aber bald eines Bessern, und lenkte seine Schritte dem Fenster zu, das er schloß und dessen Vorhänge sorgsam zuzog, wodurch er das Zimmer plötzlich in eine tiefe Dunkelheit hüllte. Nachdem dieß geschehen, legte er sich auf den Teppich hinter Xavier's Bett nieder.

Kaum war er eine halbe Stunde auf diesem Posten gelegen, als er in der Hausflur das vorsichtige Geräusch zweier Stimmen zu hören glaubte, die ganz leise einige flüchtige Worte mit einander austauschten. Beinahe in demselben Augenblick wurde ein Schlüssel im Schlosse umgedreht und die Thüre sachte geöffnet. Carral stand auf der Schwelle. Er schien unbewaffnet zu sein. Ohne Zweifel hatte sich der Mulatte, der fürchten mochte, Xavier vielleicht wachend anzutreffen, für diesen Fall den Anschein geben wollen, als sei es auf einen unverfänglichen, nächtlichen Besuch abgesehen, wozu ihn auch das ziemlich vertraute Verhältniß, das zwischen ihnen herrschte, schon berechtigt hätte.

Diese Vorsicht war gut. Ein Mord ließ sich auf

diese Weise nicht so leicht voraussetzen, und wenn die Dinge ihren gewöhnlichen Verlauf genommen hätten, so würde der junge Mann, wenn er plötzlich aus dem Schlafe aufgesprungen wäre, Carral keineswegs für einen Mörder gehalten haben. Aber es war ein Zeuge da, der sich durch Nichts täuschen ließ.

Der Mulatte schritt lächelnd, eine angezündete Wachskerze in der Hand haltend, voran. Als er sich von Xavier's tiefem Schlummer überzeugt hatte, veränderte sich der Ausdruck seiner Gesichtszüge auf einmal. Seine Stirne runzelte sich, die Falten seiner Wangen höhlten sich tiefer, aus seinem Auge funkelte ein düsteres Feuer. Er schob unvermerkt seine Hand unter sein Kleid und zog einen offenen Dolch daraus hervor, stellte hierauf das Licht auf den Tisch und löschte es aus, nachdem er vorher vorsichtig die Stelle untersucht hatte, wohin er den Stoß zu führen hatte.

Er hob den Arm in die Höhe, aber in demselben Augenblicke fühlte er seine Faust von einer kräftigen Hand umschlossen, während eine andere ihm die Kehle zuschnürte. Er stieß ein lautes, weithin schallendes, furchtbares Geschrei aus, das die gräßlichsten Qualen verrieth, röchelte schauerlich und fiel leblos und schwer wie eine Masse Blei rücklings zu Boden. Der Schwarze hatte sich auf afrikanische Weise gerächt. Er hatte seinen Feind erwürgt.

Xavier sprang bestürzt aus seinem Bette auf. Ein tiefes Schweigen war auf den lauten Todeskampf des Mulatten erfolgt.

Die Marquisin war unterdessen zitternd in der Hausflur stehen geblieben. Von Carral zur ausdrücklichen Theilnahme des Verbrechens genöthigt, wollte sie

hier den Ausgang abwarten, um bei der geringsten Veranlassung schnell entfliehen zu können. Als sie das Todesröcheln eines Mannes hörte, zitterte sie an allen Gliedern und wollte behende der andern Seite der Gallerie zu eilen; aber an dem entgegengesetzten Ende derselben zeigte sich ihr im Mondlicht, wenigstens glaubte sie es, eine unbestimmte Form, welche sich langsam fortbewegte. Bestürzt sprang sie daher in Xavier's Zimmer und schlug die Thüre hinter sich zu.

„Ist es vollbracht?" fragte sie mit leiser Stimme.

Xavier wollte antworten, der Bettler legte ihm Stillschweigen auf.

„Es ist vollbracht," sagte dieser.

„Ist er also todt?" fragte Frau von Rumbrye, die eben so sehr über die Dunkelheit, die im Zimmer herrschte, als über das Verbrechen selbst erschrocken war.

„Er ist todt!" sagte der Bettler.

„Es ist sonderbar, Carral," fuhr die Marquisin fort, „ich erkenne Eure Stimme gar nicht mehr."

Xavier glaubte aus einem wüsten, unheimlichen Traume aufgeweckt worden zu sein.

„Wo seid Ihr denn?..." rief Frau von Rumbrye aus.

Sie stolperte über Carral's Leiche.

„Ein Leichnam!" rief sie erschrocken aus.

Der Bettler schob den Vorhang zurück, und das volle Mondlicht beleuchtete plötzlich das Zimmer.

„Frau von Rumbrye!" rief Xavier erstaunt aus.

Die Marquisin sah Xavier mit wildem, stierem Auge an und beugte sich über Carral herab. Als sie sich wieder aufrichtete, fiel ihr Blick auf den schwarzen Bettler, welcher aufrecht, unbeweglich und mit gekreuzten Armen vor ihr stand.

Sie wollte entfliehen.

„Bleiben Sie, bleiben Sie, Wittwe des Hauptmanns Lefebvre," wir haben eine große Rechnung in's Reine zu bringen."

„Die Wittwe meines Vaters!" rief Xavier aus, „meine Mutter! . . ."

Er rieb sich die Augen und suchte zu sich selbst zu kommen. Die Anwesenheit des Bettlers, der Mann, welcher neben seinem Bette lag, diese Frau, welche man seine Mutter nannte. — Alles das drohte ihn närrisch zu machen.

„Um Gottes Willen, was ist hier vorgefallen?" rief er aus.

Der Marquisin war ein letzter verzweifelter Versuch, noch einmal ihre gewöhnliche Kaltblütigkeit zu gewinnen, gelungen.

„Dieselbe Frage erlaube ich mir: Was ist hier vorgefallen?" sagte sie. „Von dem Lärmen aufgeschreckt, eile ich hieher, und finde in dem Zimmer eines meiner Gäste einen Leichnam!"

„Den Leichnam eines Mannes, den ich getödtet habe," unterbrach Neptun, „weil er auf Ihren Befehl Ihren eigenen Sohn ermorden sollte."

„Ist es möglich?" murmelte Xavier.

„Meinen Sohn!" wiederholte die Marquisin.

„Ich habe keinen andern Sohn als Alfred Lefebvre des Vallées."

„Sie glaubten ihn wohl längst verschollen, nicht wahr?" begann der Bettler wieder. „Es ist freilich schon so lange her und Alles däucht Ihnen so gänzlich in Vergessenheit gerathen, daß Sie glauben, eine Lüge reiche hin, Sie aus der Sache zu ziehen! Aber Sie täuschen sich

Madame; hier habe ich etwas, (er schlug auf seine Brust) wodurch Sie überwiesen werden sollen. Sie haben zwei Söhne, einen ehelichen Sohn und das ist dieser hier, und einen Andern, der unehelich gezeugt ist."

„Neger," sagte die Marquisin mit einer nachdrücklichen Betonung, die glauben ließ, sie habe in ihrem ganzen creolischen Wörterbuche kein verächtlicheres Schimpfwort finden können, „du sollst mir deine Frechheit theuer bezahlen ... Du bist in meinem Hause ... ich bin die Gebieterin hier ... Alles, was du vorbringst, ist Lüge und Verleumdung! ..."

Der Leichnam des Mulatten schien sich wieder zu beleben; er machte eine leichte Bewegung.

„Wache wieder auf, Carral, und übernehme meine Vertheidigung," rief die Marquisin aus, deren Züge die Wuth auf's Häßlichste entstellten. „Sprich, ... so sprich doch!"

Carral stand langsam auf. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm, sich verständlich zu machen.

„Dieser Mann hat die Wahrheit gesprochen," sagte er dumpf und hohl, indem er auf seine ehemalige Gebieterin seine sterbenden, aber von glühendem Haß noch einigermaßen belebten Augen heftete. „Ihr Leben war eine lange Lüge ... möge Sie Gott verdammen!"

Er fiel wieder zusammen. Sein ganzer Körper krümmte sich im fürchterlichsten Todeskampf.

Die Marquisin, welche ganz außer sich war, stieß ihn mit dem Fuße zurück.

„So stirb, Sclave!" rief sie wüthend aus.

Hierauf wandte sie sich an Xavier.

„Auch Sie, junger Herr," fuhr sie fort, sollen

vor mir erzittern, wie Ihr Mitschuldiger! Ein Mord ist in meinem Hause begangen worden ... und dieser Mord muß gestraft werden ... Ich weiß zwar nicht, womit Sie Ihre heimlichen Umtriebe begründen wollen, aber die Zwecke derselben sind mir nur zu bekannt, mein Herr! ... Ich weiß, daß Sie es wagen, Sie vaterloser Knabe, dessen Leben ein geheimnißvolles monatliches Almosen fristet, ich weiß, daß Sie es wagen, Ihre Blicke bis zu Fräulein von Rumbrye zu erheben ... Sie brauchen eine Mutter, mein Herr; brauchen einen Namen! ... Und dazu haben Sie nun mich erwählt! dazu wollen Sie meinem Sohn den Namen rauben! ... Sie sind ein abscheulicher Betrüger, mein Herr!"

Xavier, der so unverhofft überfallen worden war, und dem überdieß seine eigene Sache selbst zu wenig bekannt war, konnte keine Worte finden, um sie diesem wüthenden Angriffe entgegen zu setzen.

„Madame!" stotterte er.

„Still," gebot der Bettler, an mir ist es zu sprechen ... „Dieses Kind hat Sie nicht zur Mutter gewählt, denn Ihr vergangenes Leben hat ihm nur Schrecken und Mitleiden eingeflößt. Ich bin es ... ich, das blinde Werkzeug seines Vaters, Ihres Gemahls. Sie leugnen vergebens, denn ich habe Beweise. Und was den Mord betrifft, so ist es nicht an uns, deßhalb zu zittern."

Er zog aus seinem Busen die Papiere des Hauptmanns und zündete ein Licht an.

„Lesen Sie!" fuhr er fort, indem er ihr dieselben gab.

Die Marquisin las mit flüchtigem Blicke den Geburtsschein durch.

„Es fehlt nur etwas," sagte sie endlich mit Nachdruck. In keinem Papiere findet sich mein Name."

Carral gelang es, sich zum zweitenmal zu erheben; er sah das Papier an.

„Aber mein Name steht darauf," sagte er; „hier ist mein Name! . . . Jonquille . . . Dieses Kind ist dein . . . Sohnes-Mörderin!"

„Dieser Mann ist wahnsinnig," entgegnete Frau von Rumbrye, welche mit dem Muthe der Verzweiflung gegen die unwiderlegbarsten Beweise kämpfte; „überdieß was kümmert mich sein Zeugniß? . . . Er stirbt ja im nächsten Augenblicke!"

Carral sank zusammen.

„Nur einige Stunden verleihe mir noch, mein Gott," rief er aus, „daß ich sie verderben und mich rächen kann! . . ."

Seine Augen schlossen sich.

„Er ist todt," sagte die Marquisin, welche Miene machte, den Geburtsschein zu zerreißen. „Wer wird dir nun glauben, Bettler?"

Neptun und Xavier stürzten zu gleicher Zeit hervor, um das Papier den Händen der Marquisin zu entreißen. Aber schnell, wie ein Vogel, war sie ihnen entwischt, und hatte mit einem Sprunge die Thüre erreicht.

„Wer wird Euch glauben?" wiederholte sie hier nochmals triumphirend.

„Ich, Madame," erwiederte eine ernste und strenge Stimme.

Die Marquisin flog wie vom Blitz getroffen in die Mitte des Zimmers zurück. Herr von Rumbrye stand auf der Schwelle. Er trat herein, entriß den Händen

seiner Frau das Papier, gab es dem Bettler und fuhr fort:

„Ich habe Alles gehört; kein Wort zu Ihrer Vertheidigung, Madame! ... Von dem Todesgeschrei dieses Menschen herbeigelockt, kam ich hieher ... und habe mit meinen eigenen Augen die meinem Hause widerfahrene Schande angesehen ... Entfernen Sie sich, morgen werde ich Sie meinen Willen wissen lassen."

Die Marquisin entfernte sich, ohne ein Wort zu erwiedern.

Ein wohlgefälliges Lächeln zeigte sich auf Carral's verendenden Lippen. Er starb geächt.

Von allen Gästen des Schlosses hatte auch nicht Einer Etwas von diesem seltsamen und furchtbaren Trauerspiele vernommen. Am folgenden Morgen führte Herr von Rumbrye wie gewöhnlich den Vorsitz bei dem glänzenden Frühstücke, bei welchem alle eingeladenen Gäste, mit Ausnahme des Mulatten, um den sich Niemand bekümmerte, wieder versammelt waren. Solche Menschen leben und sterben unbemerkt, was sie auch immer treiben mögen.

Im Laufe des Vormittags kündigte Herr von Rumbrye seinen Gästen an, daß eine unvorhergesehene Angelegenheit von der größten Wichtigkeit ihn nach Paris zurückrufe. Die Menge entfernte sich, wie sie gekommen war; die Peitschen knallten wieder, aber dießmal versuchte kein Fiaker ein Wettrennen mit einer Postchaise.

Herr von Rumbrye war der Letzte; er fuhr mit Xavier, seiner Tochter und dem schwarzen Bettler nach Paris zurück.

Dieser letztere Umstand war nun natürlich ein unerschöpflicher Gegenstand der Verwunderung für den

jungen Herrn Alfred Lefebvre des Vallées, welcher sein Ehrenwort gab, daß er noch nie etwas Aehnliches gesehen. Aber er war noch nicht am Ende seines Erstaunens.

Denn während der Wagen des Marquis um die Ecke der Allee bog und der Richtung nach Paris zugelenkt wurde, schlug die Postchaise der Creolin einen entgegengesetzten Weg ein und fuhr im Galopp der Straße nach der Bretagne zu.

„Der Teufel soll mich holen, wenn der Postknecht nicht betrunken ist!" rief der junge Herr Alfred aus.

Die Marquisin legte ihm mit einem Winke Stillschweigen auf und stützte den Kopf in ihre beiden Hände. Eine matte und leblose Blässe bedeckte ihr Gesicht.

„Wir werden von nun an in der Stadt *** in der Bretagne wohnen," sagte sie mit leiser und erstickter Stimme.

„Mein Ehrenwort, Madame," erwiederte der große Knabe, „ich finde das sehr sonderbar!"

Oft und lange erkundigte man sich in den im Hôtel Rumbrye sich versammelnden Gesellschaften nach der Frau Marquisin. Ihr Gemahl beantwortete aber stets jede dieser Fragen mit der Bemerkung, daß sie immer noch aus Gesundheits-Rücksichten die Provinz bewohne. Wir wissen nicht, ob das Verschwinden des jungen Herrn Alfred des Vallées großes Aufsehen erregte; das aber können wir versichern, daß dieser junge und liebenswürdige Knabe mit der Zeit und mit Hilfe unausgesetzten Fleißes und Studiums der geschickteste Billardspieler des Städtchens *** und in der Bretagne wurde.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Einen Monat nach den Ereignissen, welche wir so eben erzählt haben, rief Herr von Rumbrye Xavier in sein Kabinet. Der alte Edelmann war traurig. Seine stolze und edelgesinnte Seele litt unaussprechlich, seit er den Abgrund sittlicher Verdorbenheit ermessen, welcher das Herz der Frau ausgehöhlt hatte, der er den Namen seiner Väter geschenkt. Seine Liebe zu seiner Tochter hatte daher um so mehr zugenommen, je mehr er die Marquisin zu verachten genöthigt war.

„Mein Freund" sagte er zu Xavier, „ich besitze 500,000 Livres jährlicher Renten, welche meiner Tochter gehören. Sie lieben sie, sie liebt Sie auch, ich weiß es. Ich schätze und liebe Sie. Meine Wünsche für diese Welt sind erfüllt, wenn Sie mein Tochtermann werden wollen."

Der Marquis hielt inne. Xavier war ganz bestürzt und wollte ihm seine Freude darüber ausdrücken.

„Aber," fuhr Herr von Rumbrye fort, „ich bin der letzte männliche Sprößling eines berühmten Geschlechts; der Name Rumbrye darf nicht mit mir aussterben. Mein Tochtermann muß ihn führen und fortpflanzen. Viele Bewerber streiten sich um die Hand meiner Tochter... aber um ihrer, um Ihret- und um meinetwillen gebe ich Ihnen den Vorzug ... Wollen Sie Marquis von Rumbrye werden?"

Xavier senkte den Kopf.

„Alle Maßregeln sind getroffen," fuhr der Edelmann fort, der sich über Xavier's Zögern täuschte.

„Seine Majestät hat mein Gesuch in Gnaden aufgenommen; mein Tochtermann, wer er auch immer sein möge, hat das Recht, meinen Titel und meinen Namen zu führen."

„Vor einem Monat," antwortete Xavier langsam, „habe ich erst den Namen meines Vaters erfahren ... Es ist der Name eines tapfern Soldaten, mein Herr ... ich werde ihn nur mit meinem Leben aufgeben."

Der Marquis konnte eine Geberde des Erstaunens nicht unterdrücken. Er stand auf und ging zwei- oder dreimal mit bewegter Miene im Zimmer auf und ab. Hierauf trat er auf Xavier zu und reichte ihm die Hand.

„Ich würde es wie Sie gemacht haben," sagte er. „Ich muß Ihr Betragen billigen ... aber der Name Rumbrye muß mich überleben!"

Sie trennten sich. Alles schien gebrochen. Doch hatte man bald Gelegenheit, vermuthen zu müssen, daß die hübsche Helene bei den beiden feindseligen Parteien die Rolle des Versöhners und Vermittlers übernommen; denn schon nach einigen Tagen war die Kirche Saint Germain des Prés Zeuge einer Trauung, welcher einerseits Herr von Rumbrye, andererseits der wackere Neptun als Zeugen beiwohnten. Der Letztere vertrat die Vaterstelle des Verlobten.

Als er über die Schwelle der Kirchenthüre trat, fiel sein Blick auf den Balcon des benachbarten Hauses, Der Neuvermählte wandte seine Blicke nach derselben Seite hin und drückte lebhaft die Hand des Schwarzen. In dem Kirchenbuche aber stand der Name des Marquis Xavier Lefebvre von Rumbrye.

Einige strenge Kritiker werden vielleicht Xavier tadeln, diesen Vergleich eingegangen zu haben. Wenn sie aber Helenen im Jahre 1816 gekannt hätten, würden sie weniger unbarmherzig geurtheilt haben.

Am Tage nach der Hochzeit suchte Neptun Xavier

auf. Er hatte einen Ranzen auf dem Rücken und einen langen Stock in der Hand.

„Kleiner Gebieter," sagte er; „ich bin gekommen, Ihnen Lebewohl zu sagen."

„Lebewohl!" wiederholte Xavier erstaunt; „bist du närrisch geworden, mein wackrer Freund? Von nun an werden wir uns ja gerade gar nie mehr verlassen."

Der Neger lächelte traurig.

„Ich möchte gern, kleiner Gebieter," sagte er; „aber ich muß fort... meine Aufgabe ist erfüllt. Ich habe Alles gethan, was er mir befohlen hat... Jetzt kehre ich zu meinen Brüdern zurück, welche frei geworden sind... Ich gehe nach St. Domingo."

Xavier machte die größten Anstrengungen, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, aber der Schwarze blieb unerschütterlich.

„Liebst du mich denn weniger als deine Brüder?" fragte Xavier zuletzt.

Neptun ergriff die Hand des jungen Mannes und führte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seine Lippen.

„Nein, nein," erwiederte er, „nicht um meiner Brüder willen gehe ich fort!... Meine Brüder haben mich längst vergessen... sondern um seinet willen;... ich will ihm an seinem Grabe sagen, daß sein letzter Wille erfüllt sei... ich will an der Stelle niederknien, wo ich ihn sterben sah... ich will endlich, wenn meine Stunde gekommen ist, für immer neben seinem Sarge einschlafen."

Die Stimme des Bettlers zitterte, während er so sprach. Seine Augen waren gen Himmel erhoben. Seine Hand drückte er an sein Herz. Ein Knie hatte er auf den Boden gesetzt.

„Guter Gebieter mein," stammelte er, mit außerordentlicher Zärtlichkeit und Liebe, „wenn ich hier sterben würde, wäre meine Seele zu weit von der Deinigen entfernt ... Dort, dort wirst du meinen letzten Seufzer hören und deinen Diener zu dir rufen..."

Er küßte noch einmal Xavier's Hand, trocknete verstohlen eine Thräne und ging fort, um nie wieder zu kommen.

Prospect.

Die „Illustrirte Unterhaltungs-Bibliothek der gefeiertsten Schriftsteller des In- und Auslandes" erscheint in monatlichen Heften von 5 — 6 Bogen, mit alljährlich 48 ganz neuen, feinen Holzstichen, welche eigens zu den aufgenommenen Novellen von den besten, deutschen Künstlern gezeichnet und gestochen werden. Jedes Bändchen kostet im Subscriptionspreis nicht mehr als 12 kr. rhein. 10 kr. C.M. oder 3¾ Ngr. — ein Preis, **für welchen Aehnliches noch nie im Buchhandel geliefert wurde** und der um so mehr auffallen wird, wenn man berechnet, daß ein gewöhnlicher Roman, der seither nicht unter 2—3 fl. angeschafft werden konnte, in unserer „Illustrirten Unterhaltungs-Bibliothek" höchstens 30—36 kr. kosten und dazu noch 10—12 der schönsten Originalbilder bringen wird.

☞ Zudem braucht sich Niemand auf mehr als 6 Bändchen verbindlich zu machen und kann dann, wenn die „Illustrirte Unterhaltungs-Bibliothek" seinen Anforderungen nicht entspricht, stets wieder austreten.

Es sind in Paris und London mit den dortigen Buchhandlungen eigens Verträge abgeschlossen worden, daß Uebersetzungen der renommirtesten französischen und englischen Schriftsteller bereits in unserer Unterhaltungs-Bibliothek erscheinen können, ehe die Originale nur in Deutschland angekommen sind. Unsere geehrten Leser dürfen also mit Bestimmtheit darauf rechnen, nicht nur stets die beste, ausgewählteste Literatur des Auslands, sondern auch die neuesten Novellen deutscher Schriftsteller in unserer „Illustrirten Unterhaltungs-Bibliothek" zu finden und haben wir zu diesem Behuf bereits Aufforderungen an Männer wie: C. Spindler, Dingelstedt, Duller u. A. ergehen lassen.

In den nächsten Bändchen erscheint die Uebersetzung von E. L. Bulwer's neuestem eben in England erschienenen historischen Roman **Harold, der letzte Sachsenkönig.**

☞ Jede Buchhandlung ist ferner in den Stand gesetzt, diese ganze „Illustrirte Unterhaltungs-Bibliothek von jährlich **12** Bändchen, **60—70** Bogen, mit **48** feinen Orginal-Illustrationen" im Preis von

fl **2. 24** kr. Thlr. **1. 15** Sgr. ganz **gratis** und **kostenfrei** Allen denen zu liefern, welche auf die ebenfalls seit 4 Jahren in unserem Verlag erscheinende

Neue illustrirte Zeitschrift,

wovon das Quartal nur fl. **1. 12** kr. fl. **1.** — C.M. **20** Sgr. kostet, bereits abonnirt sind, oder sich darauf abonniren wollen.

Diese illustrirte Zeitschrift erscheint jede Woche in einem kl. Folio-Bogen von 8—12 Seiten. Der Jahrgang wird mit den Beilagen ca. 60 Bogen mit ca. 400 Orginal-Holzstichen umfassen. Alle wichtigen Zeitereignisse, Charakteristiken interessanter Personen, Moden, die Gegenwart überhaupt, wird in Vereinigung von Bild und Wort treu geschildert. Humoristische Aufsätze, Erzählungen und Sagen sind nicht ausgeschlossen. Jedes Vierteljahr wird ein Preis-Rebus mit ansehnlichen Prämien ausgeschrieben. Man abonnirt (immer auf zwei Quartale) bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Stuttgart, im August 1848.

Die Verlagshandlung

Königl. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg.
(J. v. Müller.)

LIBRARY OF CONGRESS
0 022 011 382 6